



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.
Verleger: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Stein“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Dr. Madan Georgewitsch, der neue serbische Ministerpräsident, von H. H. — Hedwig Pauls, von Ludwig Goldhof. — Im Berliner Hof-Prinzenpark, von H. Edgar Klauemann. — Der schwarze Ritter, Novelle von O. v. Wöhrensdorff-Gebsowitz. — „Die rauhe Hand“, Gedicht von J. Trojan. — Neues vom Badermarkt, von W. zur Weide. — Zu antiken

Silbern. — Schach. — Rätsel. — Urtrotz. — Notizblätter. — Spielmappe.
Abbildungen: Dr. Madan Georgewitsch, der neue serbische Ministerpräsident. — „Entführung“, nach dem Gemälde von A. J. Wisler. — Das Park-Prinzenpark in der Berliner Straße in Berlin; Statisten der Berliner Zeitungen; Bettelweib der Zeitungen nach den Vögeln; Verleben der Zeitungsblätter; Bettelweib der Zeitungen auf die einzelnen Parkhallen; fünf Originalpersonen von A. Zeitmann und Oswald Ebel. — Jett's Frage, nach dem Gemälde von Fritz Marlin. — Salati, nach dem Gemälde von G. Rod. — Das Central für den Bürgermeister Weterin in Hamburg, am 22. Oktober. — Aus Zeit und Leben: Zubov's Raub.

der Zeitungen nach den Vögeln; Verleben der Zeitungsblätter; Bettelweib der Zeitungen auf die einzelnen Parkhallen; fünf Originalpersonen von A. Zeitmann und Oswald Ebel. — Jett's Frage, nach dem Gemälde von Fritz Marlin. — Salati, nach dem Gemälde von G. Rod. — Das Central für den Bürgermeister Weterin in Hamburg, am 22. Oktober. — Aus Zeit und Leben: Zubov's Raub.

Stechlin.

Roman von
Theodor Fontane.
(Fortsetzung.)

Sott, Hedwig,“ sagte Frau Junne, „du thust ja, wie wenn es eine Mördergrube oder ein Verbrecherteller gewesen wäre.“

„Verbrecherteller? Ach, Frau Junne, das ist ja gar nichts. Ich habe Verbrecherteller gesehen, natürlich bloß ganz zufällig. Da trinken sie Weißbier und spielen Sechsenbücheln. Und in einer Ecke wird was ausbalanciert, aber davon merkt man nichts.“

„Und die Badestube... Warum ist sie dir denn so fürchtbar, daß du dich ordentlich schudderst? Der Mensch muß doch am Ende baden können.“

„Ah was, haben! Baden, natürlich. Aber 'ne Badestube ist nie 'ne Badestube. Benigstens hier nicht. Eine Badestube ist 'ne Kumpelkammer, wo man alles unterbringt, alles, wofür man sonst keinen Platz hat. Und dazu gehört auch ein Dienstmädchen. Meine eiserne Bettstelle, die abends aufgeschlapp't wurde, stand immer neben der Badewanne, drin alle alten Bier- und Weinschalen lagen. Und nun drippten die Reigen aus. Und in der Ecke stand ein Bettläd, drin die Fräuleins ihre Wäsche hinein stopften, und in der andern Ecke war eine kleine Thür. Aber davon will ich zu Ihnen nicht sprechen, weil ich einen Widerwillen gegen Unanständigkeiten habe, weshalb schon meine Mutter immer sagte: „Hedwig, du wirst noch Jesum Christum erkennen lernen.“ In ich muß sagen, das hat sich bei Hofrats denn auch erfüllt. Aber fromm waren sie weiter nicht.“

Während Hedwig noch so weiter klagte, hörte man, daß draußen die Klingel ging, und als Frau Junne öffnete, stand Rudolf auf dem kleinen Flur und sagte, daß er Vater'n holen solle und Hedwigen auch; Mutter müsse weg.

„Na,“ sagte Frau Junne, „dann komm nur, Rudolf, und ist erst ein Stück Streichel und bestell es nachher bei deinem Vater.“

Wald danach nahm sie den Jungen bei der Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, wo die drei Männer vergnügt an ihrem Stättisch saßen.

Ein großes Spiel war eben gemacht; alles noch in Aufregung.

Robinson, als er Rudolfen sah, nickte ihm zu und sagte zu Junne: „Das ist ja der hübsche Junge, den ich vorhin auf dem Hof gesehen habe mit seinem hoop; — nice boy.“

„Ja,“ bestätigte Junne, „das ist unserm Freund Hartwig seiner.“ Hartwig selber aber rief seinen Jungen heran und sagte: „Na, Rudolf, was giebt's? Du willst mich holen. Du sollst aber auch noch 'ne Freude haben. Stuf dir mal den Herrn da an, der dich so freundlich ansieht. Das ist Robinson.“

„Daha.“

„Ja, Junge, warum lachst du? Glaubst du's nicht, wenn ich dir sage, das ist Robinson?“

„A bewahre, Vater. Robinson, den kenn' ich. Robinson hat 'nen Sonnenschirm und ein Lama. In der ist auch schon lange bod.“

XV.

Unsre Landpartierer waren im Angesicht von Spindlersfelde nach dem Bierhäuschen zurückgekehrt und hatten sich hier an zwei dicht am Herd zusammengeschickten Tischen niedergelassen, eine Laube von Baumtronen über sich. Sperlinge hüpfen umher und warteten auf ihre Zeit. Gleich danach erschien auch ein Kellner, um die Bestellungen entgegenzunehmen. Es entstand dabei die herkömmliche Verlegenheitspause; niemand mußte was zu sagen, bis die Baronin auf den Stamm einer ihr gegenüberstehenden Illme wies, drauf „Wiener Würstel“ und daneben in noch dickeren Buchstaben das gefällige Wort „Löwenbräu“ stand. In kürzester Frist erschien denn auch der Kellner wieder, und die Baronin hob ihr Seidel und ließ das Bierhäuschen und die Spree leben, zugleich versichernd, „daß man ein echtes Münchner überhaupt nur noch in Berlin trinke.“ Der alte Verchtesgaden wollte jedoch nichts davon wissen und drang in seine Frau, lieber mehr nach links zu rücken, um den Sonnenuntergang besser beobachten zu können; „der sei freilich in Berlin ebensoquaint wie wo anders.“ Die Baronin hielt aber aus und rührte sich nicht. „Was Sonnenuntergang! Den seh' ich jeden Abend. Ich fise hier sehr gut und freue mich schon auf die Lichter.“

Und nicht lange mehr, so waren diese Lichter auch wirklich da. Nicht nur das ganze Lokal erhellte sich, sondern auch auf dem drüben am andern Ufer sich hinziehenden Eisenbahndamm zeigten sich allmählich die verschiedenartigen Signale, während mitten auf der Spree, wo Schleppe-dampfer die Rähne zogen, ein verblättes Rot aus den Kajütenfenstern hervorglühete. Dabei wurde es kühl, und die Damen wickelten sich in ihre Plaids und Mäntel.

Auch die Herren fröstelten ein wenig, und so trat denn der ersichtlich etwas planende Woldebar nach kurzem Aufundabgesehen an das in der Nähe befindliche Bäckerei heran, um da zur Herstellung einer besseren Innentemperatur das Nötige zu veranlassen. Und siehe da, nicht lange mehr, so stand auch schon ein großes Tablett mit Gläsern und Flaschen vor



Dr. Madan Georgewitsch, der neue serbische Ministerpräsident.

ihnen und dazwischen ein Deckelzug, aus dem, als man den Deckel aufschloß, der heiße Brausen emporstieg. Die Baronin, in solchen Dingen die Scharfsichtigste, war sofort orientiert und sagte: „Lieber Stechlin, ich beglückwünsche Sie. Das war eine große Idee.“

„Ja, meine Damen, ich glaubte, daß etwas geschehen müßte, sonst haben wir morgen samt und sonders einen akuten Rheumatismus. Und zurück müssen wir doch auch. Auf dem Schiffe, wo solche Hilfsmittel, glaub' ich, fehlen, sind wir allen Umständen der Elemente preisgegeben.“

„Und Sie konnten wirklich nicht besser wählen,“ unterbrach Melusine. „Schwedischer Punsch, für den ich ein Klink habe. Wie für Schweden überhaupt. Da Doktor Wischowitz nicht da ist, können wir uns ungestraft einem gewissen Maß von Skandinavismus überlassen.“

„Am liebsten ohne alles Maß,“ sagte Woldemar, „so Skandinavisch bin ich. Ich ziehe die Skandinaven den sonst Meistbegünstigten unter den Nationen immer noch vor. Alle Länder erweitern übrigens ihre Spezialgebiete. Früher hatte Schweden nur zweierlei: Mut und Eisen, von denen man sagen muß, daß sie gut zusammen passen. Dann kamen die „Sicherheits-Tänstföders“, und nun haben wir den schwedischen Punsch, den ich in diesem Augenblick unbedingt am höchsten stelle. Ihr Wohl, meine Damen.“

„Und das Ihre,“ sagte Melusine, „denn Sie sind doch der Schöpfer dieses glücklichen Moments. Aber wissen Sie, lieber Stechlin, daß ich in Ihrer Aufzählung schwedischer Herrlichkeiten etwas vermisst habe. Die Schweden haben noch eins — oder hatten es wenigstens. Und das war die schwedische Nachtigall.“

„Ja, die hab' ich vergessen. Es fällt vor meine Zeit.“

„Ich könnte,“ lachte die Gräfin, „vielleicht auch sagen: vor meine Zeit. Aber was thut's, ich will mich gerne dazu bekennen, die Lind noch lebhaftig gekannt zu haben. Freilich nicht mehr so eigentlich als schwedische Nachtigall. Und überhaupt unter andern Namen.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte Woldemar, „sie hatte sich verheiratet. Wie hieß sie doch?“

„Goldschmidt, ein Name, den man schon um Goldschmidts Töchterlein' willen gelten lassen kann. Aber an Jenny Lind reicht er doch nicht heran.“

„Gewiß nicht. Und Sie sagten, Frau Gräfin, Sie hätten sie noch persönlich gekannt?“

„Ja, gekannt und auch gehört. Sie sang damals, wenn auch nicht mehr öffentlich, so doch immer noch in ihrem häuslichen Salon. Diese Bekanntschaft zählt zu meinen liebsten und stolzesten Erinnerungen. Ich war noch ein halbes Kind, aber trotzdem doch mit eingeladen, was mir allein schon etwas bedeutete. Dazu die Fahrt von Hyde-Part bis in die Villa hinaus. Ich weiß noch deutlich, ich trug ein weißes Kleid und einen hellblauen Stahminnring und das Haar ganz aufgelöst. Die Lind beobachtete mich, und ich sah, daß ich ihr gefiel. Wenn man Eindruck macht, das behält man auch später noch. Und nun gar mit vierzehn!“

„Die Lind,“ warf die Baronin hier etwas provokant ein, „soll als Kind sehr häßlich gewesen sein.“

„Ich hätte das Gegenteil vermutet,“ bemerkte Woldemar.

„Und auf welche Veranlassung hin, lieber Stechlin?“

„Woh' ich ein Bild von ihr kenne. Wir haben es seit einiger Zeit von einem unserer besten Maler auf unserer Nationalgalerie. Aber lange bevor ich es da sah, kannt' ich es schon en miniature, und zwar aus einer im Besitz meines Freundes Lorenzen befindlichen Aquarelle. Diese Skopie hängt über seinem Sofa, dicht unter einer Rubensschen Kreuzabnahme. Wenn man will, eine etwas sonderbare Zusammenstellung.“

„Und das alles in Ihrer Stechliner Pfarre!“ sagte Melusine. „Wissen Sie, Stechlin, daß ich die Thatsache, daß so was überhaupt in einem kleinen Dorfe vorkommen kann, Ihrem berühmten See beinahe gleichstelle? Unsere schwedische Nachtigall in Ihrem Aupinner Winkel, wie Sie selbst betändig sich auszubrüden ließen. Die Lind! Und wie kam Ihr Pastor dazu?“

„Die Lind war, glaub' ich, seine erste Liebe. Sehr wahrscheinlich auch seine letzte. Lorenzen sah damals noch auf der Schulbank und schlug sich mit Stundengeben durch. Aber er hörte die Diva trotzdem jeden Abend und wußte sich auch, trotz bescheidenster Mittel, das Bildchen zu verschaffen. Fast grenzt es ans Wunderbare. Freilich verlaufen die Dinge meist so. War' er reich gewesen, so hätt' er sein Geld anderweitig verthan und die Lind vielleicht nie gehört und gesehen. Nur die Armen bringen die Mittel auf für das, was jenseits des Gemöhnlichen liegt; aus Begeisterung und Liebe fließt alles. Und es ist etwas sehr Schönes, daß es so ist in unserem Leben. Vielleicht das Schönste.“

„Das will ich meinen,“ sagte die Gräfin. „Und ich dank' es Ihnen, lieber Stechlin, daß Sie das gesagt haben. Das war ein gutes Wort, das ich Ihnen nicht vergessen will. Und dieser Lorenzen war Ihr Lehrer und Erzähler.“

„Ja, mein Lehrer und Erzähler. Zugleich mein Freund und Berater. Der, den ich über alles liebe.“

„Gehen Sie darin nicht zu weit?“ lachte Melusine.

„Vielleicht, Gräfin, oder sag' ich lieber: gewiß. Und ich hätte besten eingekant sein sollen, gerade heute und gerade hier. Aber so viel bleibt: ich liebe ihn sehr, weil ich ihm alles verdanke, was ich bin, und weil er meinen Herzens ist.“

„Meinen Herzens,“ sagte Melusine. „Das ist viel. Und Sie sind dessen sicher?“

„Ganz sicher.“

„Und von diesem Unikum erzählen Sie uns erst heute! Da waren Sie neulich mit dem guten Wischowitz bei uns und haben uns allerhand Schreckliches von Ihrem mitgesehenen Bräutigam wissen lassen. Und während Sie den in den Vordergrund stellen, halten Sie diesen Pastor Lorenzen ganz gemüthlich in Reserve. Wie kann man so grausam sein und mit seinen Berichten und Anekdoten so launenhaft operieren! Aber holen Sie wenigstens nach, was Sie verkümmert haben. Die Fragen drängen sich ordentlich. Wie kam Ihr Vater auf den Einfall, Ihnen einen solchen Erzähler zu geben? Und wie kam ein Mann wie dieser Lorenzen in diese Gegenden? Und wie kam er überhaupt in diese Welt? Es ist so selten, so selten.“

Armgard und die Baronin nickten.

„Ich betenne, mich quält die Neugier, mehr von ihm zu hören,“ fuhr Melusine fort. „Und er ist unverheiratet? Schon das allein ist immer ein gutes Zeichen. Durchschnittsmenschen glauben sich so schnell wie möglich verzeihen zu müssen, damit die Herrlichkeit nicht ausstrahlt. Ihr Lorenzen ist eben in allem, wie mir scheint, ein Ausnahmefall. Also beginnen.“

„Ich bin dazu besten Willens, Frau Gräfin. Aber es ist zu spät dazu, denn das helle Licht, das Sie da sehen, das ist bereits unser Dampf. Wir haben keine Wahl mehr, wir müssen abbrechen, wenn wir nicht im Eierhäuschen ein Nachtquartier nehmen wollen. Unterwegs ist übrigens Lorenzen ein wundervolles Thema, vorausgesetzt, daß von der Ansicht der Liebesinsel nicht wieder auf andre Dinge bringt. Aber hören Sie. . . der Dampf läutet schon. . . wir müssen eilen. Bis an die Anlegestelle sind noch mindestens drei Minuten!“

„Und nun war man glücklich auf dem Schiffe, auf dem Woldemar und die Damen ihre schon auf der Hinfahrt innegehabten Plätze sofort wieder einnahmen. Nur die beiden in ihre Plaids gewickelten alten Herren schritten auf Deck auf und ab und sahen, wenn sie vorn am Bugpriel eine kurze Paß machten, auf die vielen hundert Lichter, die sich von beiden Ufern her im Fluß spiegelten. Unten im Raucherzimmer hörte man das Klappern und Stampfen, während die Schiffschraube das Wasser nach hinten schleuderte, daß es in einem weichen Schaumstreifen dem Schiffe folgte. Sonst war alles still, so still, daß die Damen ihr Gespräch unterbrachen.“

„Armgard, du bist so schweigsam,“ sagte Melusine, „finden Sie nicht auch, lieber Stechlin? Meine Schwester hat noch keine zehn Worte gesprochen.“

„Ich glaube, Gräfin, wir lassen die Comtesse. Rauchen kleidet es zu sprechen, und manchem kleidet es zu schweigen. Jedes Besannensein braucht einen Schweiger.“

„Ja werde Augen aus dieser Lehre ziehen.“

„Ich glaub' es nicht, Gräfin, und vor allem wünscht' ich es nicht. Wer kommt es wünschen?“

Sie drohte ihm mit dem Finger. Dann schweig man wieder und sah auf die Landschaft, die da, wo der am Ufer hinführende Straßenzug breite Lücken aufwies, in tiefem Dunkel lag. Unpflöglich aber stieg gerade aus dem Dunkel heraus ein Lichtstreifen hoch in den Himmel und zerfiel da, wobei rote und blaue Leuchtgugeln langsam zur Erde niederfielen.

„Wie schön,“ sagte Melusine. „Das ist mehr, als wir erwarten durften; Ende gut, alles gut, — nun haben wir auch noch ein Feuerwerk. Wo mag es sein? Welche Dörfer liegen da hinter? Lieber Stechlin, Sie sind ja so gut wie ein Generalfeldler, Sie müssen es wissen. Ich vermute Friedrichsfelde. Neizendes Dorf und reizendes Schloß. Ich war einmal da; die Dame des Hauses ist eine Schwester der Frau von Hülßen. Ist es Friedrichsfelde?“

„Vielleicht, gnädigste Gräfin. Aber doch nicht wahrscheinlich. Friedrichsfelde gehört nicht in die Reihe der Vororte, wo Feuerwerke sozusagen auf dem Programm stehen. Ich denke, wir lassen es im Ungewissen und freuen uns der Sache selbst. Sehen Sie, jetzt beginnt es erst recht eigentlich. Die Rakete, die wir da vorhin gesehen haben, das war nur Vorspiel. Jetzt haben wir erst das Stück. Es ist zu weit ab, sonst würden wir das Knattern hören und die Kanonenschläge. Wahrscheinlich ist es Seban oder Düppel oder der Uebergang nach Alsen. Hebrigen ist die Pyrotechnik eine profunde Wissenschaft geworden.“

„Und es soll auch Personen geben, die ganz dafür leben und ihr Vermögen dafür hinopfern wie früher die Holländer für Tulpen. Tulpen wäre nun freilich nicht mein Geschmack. Aber Feuerwerk!“

„Ja, unbedingt. Und nur schade, daß alle die, die damit zu thun haben, über kurz oder lang in die Luft fliegen.“

„Das ist fatal. Aber es steigert doch auch wieder den Reiz. Sonderbar, gefährliche Berufe, solche, die sozusagen eine Zigarette tragen, sind mir von jeher ein Grenz gewesen. Interesse hat doch immer nur das va banque: Torpedoboote, Tunnel unter dem Meere, Luftballons. Ich denke mir, das nächste, was wir erleben, sind Luftschifferschlägen. Wenn dann so eine Gondel die andre entert. Ich kann mich in solche Vorstellungen geradezu verlieren.“

„Ja, liebe Melusine, das seh' ich,“ unterbrach hier die Baronin. „Sie verlieben sich in solche Vorstellungen und vergessen darüber die Wirklichkeiten und sogar unser Programm. Ich muß angestrichelt werden doch erst kommenden Luftschifferschlägen daran erinnern, daß heute noch wer anders in der Luft schwebt: Pastor Lorenzen. Von dem sollte die Rede sein. Freilich, der ist kein Pyrotechniker.“

„Nein,“ lachte Woldemar, „das ist er nicht. Aber als einen Argonanten kann ich ihn beinahe gelten lassen. Er ist so recht ein Aufsteigegemisch, einer aus der wirklichen Oberfläche, genau von daher, wo die Hoffnung zu Hans ist und die Liebe.“

„Ja,“ lachte die Baronin, „die Hoffnung und die Liebe! Wo bleibt aber das Dritte? Das fehlt hier immer. Da müssen's zu uns kommen. Wir haben noch davon und wissen wenigstens, was wir glauben sollen.“

„Ja, sollen.“

„Sollen, das ist die Hauptsache. Wenn man weiß, was man soll, so findt' sich's schon. Aber wo das Sollen fehlt, da fehlt auch das Wollen. Es ist halt a Glück, daß wir Kom haben und den heiligen Vater.“

„Ach,“ sagte Melusine, „wer's Ihnen glaubt, Baronin! Aber lassen wir die heissen Fragen und hören wir lieber von dem, den ich — ich bin beschämt darüber — in so wenig verbindlicher Weise vergessen konnte, von unserm Wundermann mit der Sudentenliebe, von dem Säulenheiligen, der reinen Herzens ist, und vor allem von dem Schöpfer und Nährvater unsers Freundes Stechlin. Eh bien, was ist es mit ihm? In ihren Früchten sollt' ihr sie erkennen, — das könnt' uns beinahe genügen. Aber ich bin doch für ein Weiteres. Und so denn attention an jeu. Unser Freund Stechlin hat das Wort.“

„Ja, unser Freund Stechlin hat das Wort.“

wiederholte Woldemar, „so sagen Sie gütigst, Frau Gräfin. Aber dem nachkommen ist nicht so leicht. Vorhin, da war ich im Juge. Jetzt wieder damit anfangen, das hat seine Schwierigkeiten. Und dann erwarten die Damen immer eine Liebesgeschichte, selbst wenn es sich um einen Mann handelt, den ich, was diese Dinge betrifft, so wenig versprechend eingeführt habe. Sie gehen also, wie heute schon mehrfach (ich erinnere nur an das Gerhäuschen) einer grausamen Enttäuschung entgegen.“

„Keine Ausflüchte!“
 „Nun, so sei's dem. Ich will es aber auf einem Umwege versuchen und Ihnen einfach schildern, wie meine letzte Begegnung mit Lorenzen verlief. Er war, als ich bei ihm eintrat, in erschütterter großer Erregung und zwar über ein Bündchen, das er in Händen hielt.“

„Und ich will raten, was es war,“ unterbrach Melusine.

„Nun?“
 „Ein Buch von Tolstoj. Etwas mit viel Opfer und Entfagung. Anpreisung von Asce.“

„Sie sind auf dem richtigen Wege, Gräfin, nur nicht geographisch. Es handelt sich nämlich nicht östlich um einen Fluß, sondern westlich um einen Portugiesen.“

„Um einen Portugiesen,“ lachte die Baronin.
 „O, ich kenne welche. Sie sind alle so klein und gelblich. Und einer fand einen Seeweg. Freilich schon lange her. Ist es nicht so?“

„Gewiß, Frau Baronin, es ist so. Nur der, um den es sich hier handelt, das ist keiner mit einem Seeweg, sondern bloß ein Dichter.“

„Ah, dessen erinnere ich mich auch, ja ich habe sogar seinen Namen an der Junge. Mit einem großen Gung er an. Aber Galderon war es nicht.“

„Nein, Galderon nicht, — der wohnte nebenan. Und es war überhaupt kein alter, sondern ein neuer. Und er hieß Joao de Deus.“

„Joao de Deus,“ wiederholte die Gräfin. „Schon der Name. Sonderbar. Und was war es mit dem?“

„Ja, was war es mit dem? Dieselbe Frage that ich auch, und ich habe nicht vergessen, was Lorenzen mir antwortete: Dieser Joao de Deus, so etwa waren seine Worte, war das, was ich sein möchte, wonach ich suche, seit ich zu leben, wirklich zu leben angefangen, und wovon es beständig draußen in der Welt heißt, es gäbe dergleichen nicht mehr. Aber es giebt dergleichen noch, es muß es geben oder doch wieder geben. Unsere ganze Gesellschaft (und nun gar erst das, was sich im besondern so nennt) ist aufgebaut auf dem Ich. Das ist ihr Glück, und daran muß sie zu Grunde gehen. Die zehn Gebote, das war der Alte Bund; der neue Bund aber hat ein andres Gebot, und das heißt: Und du hättest der Liebe nicht...“

„So etwa sprach er und noch manches andre, bis ich ihn unterbrach. Aber, Lorenzen, das sind Allgemeinheiten. Sie wollten mir Persönliches von Joao de Deus erzählen. Was ist es mit dem? Wer war er? Lebte er? Oder ist er tot?“

„Er ist tot, aber seit kurzen erst, und von seinem Tode spricht das kleine Nest hier. Höre, was da steht: „Und als er nun tot war, da gab es eine Landestrainer, und alle Schulen in der Hauptstadt waren geschlossen, und die Minister und die Leute vom Hof und die Gelehrten und die Handwerker, alles folgte dem Sarge dicht gedrängt, und die Fabrikarbeiterinnen hoben schluchzend ihre Kinder in die Höhe und zeigten auf den Toten und sagten: Un Santo, un Santo. Und sie thaten so und sagten so, weil er für die Armen gelebt hatte und nicht für sich.““

„Das ist schön,“ sagte Melusine.

„Ja, das ist schön,“ wiederholte Woldemar, „und ich darf hinzusetzen, in dieser Geschichte haben Sie nicht bloß den Joao de Deus, sondern auch meinen Freund Lorenzen. Er ist vielleicht nicht ganz wie sein Ideal. Aber Liebe giebt Ebenbürtigkeit.“

„Und so schlag' ich denn vor,“ sagte die Baronin, „daß wir den mit dem G, dessen Name mir übrigens gleich einfallen wird, vorläufig absetzen und statt seiner den neuen mit dem D leben lassen. Und natürlich meinen Lorenzen dazu.“

„Ja, leben lassen,“ lachte Woldemar. „Aber worin? Les jours de fête...“ und er wies auf das Gerhäuschen zurück.

„In dieser Notlage wollen wir uns helfen, so gut es geht, und uns statt andrer Bezeichnung einfach die Hände reichen, selbstverständlich über Kreuz, hier erst Stechlin und Armgard und dann Melusine und ich.“

„Und wirklich, sie reichten sich in heiterer Feiertlichkeit die Hände.“

Gleich danach aber traten die beiden alten Herren an die Gruppe heran, und der Baron sagte: „Das ist ja wie Kästl.“

„Mehr, mehr. Bah, Freiheit! Was ist Freiheit gegen Liebe!“

„So, hat's denn eine Verlobung gegeben?“

„Nein... noch nicht,“ lachte Melusine.

XVI.

Der andre Morgen rief Woldemar zeitig zum Dienft. Als er um neun Uhr auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er auf dem Frühstückstisch Zeitungen und Briefe. Darunter war einer mit einem ziemlich großen Siegel, der fast schlecht und der Brief überhaupt von sehr unnothiger Erscheinung, ein bloß zusammengelegter Quartbogen. Woldemar, nach Poststempel und Handschrift sehr wohl wissend, woher und von wem der Brief kam, schob ihn, während Fritz den Thee brachte, beiseite, und erst als er eine Tasse genommen und länger als nötig dabei verweilt hatte, griff er wieder nach dem Brief und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. „Ich hätte mir, nach dem gestrigen Abend, heute früh etwas andres gewünscht.“ Und während er das so vor sich hin sprach, standen ihm die letzten Wuger Augenbilde wieder vor der Seele. Die Tante hatte, kurz bevor er das Kloster verließ, noch einmal vertraulich seine Hand genommen und ihm bei der Gelegenheit angedeutet, was sie seit lange bedrückte.

„Das Junggesellenleben, Woldemar, taugt nichts. Dein Vater war auch schon zu alt, als er sich verheiratete. Ich will nicht in deine Geheimnisse eindringen, aber ich möchte doch fragen dürfen: wie steht du dazu?“

„Nun, ein Anfang ist gemacht. Aber doch erst obenhin.“

„Berlinerin?“
 „Ja und nein. Die junge Dame lebt seit einer Reihe von Jahren in Berlin und liebt unsere Stadt über Erwarten. Insofern ist sie Berlinerin. Aber eigentlich ist sie doch keine; sie wurde drüben in London geboren, und ihre Mutter war eine Schweizerin.“

„Um Gottes willen!“
 „Ich glaube, liebe Tante, du machst dir falsche Vorstellungen von einer Schweizerin. Du denkst sie dir auf einer Alm und mit einem Müchbübel.“

„Ich denke sie mir gar nicht, Woldemar. Ich weiß nur, daß es ein wildes Land ist.“

„Ein freies Land, liebe Tante.“
 „Ja das kennt man. Und wenn du das Spiel noch einigermaßen in der Hand hast, so beschwör' ich dich...“

Au dieser Stelle war das Gespräch mit der Tante, weil eine Störung kam, auf andre Dinge hingeleitet worden, und nun hielt er ihren Brief in Händen und zögerte, das Siegel zu brechen. „Ich weiß, was drin steht, und ängstige mich doch keine. Wenn es nicht Kämpfe giebt, so giebt es wenigstens Verkümmungen. Und die sind mir wo möglich noch fataler... Aber was hilft es!“

Und nun brach er den Brief auf und las:

„Ich nehme an, mein lieber Woldemar, daß Du meine letzten Worte noch in Erinnerung hast. Sie hießen auf den Rat und die Bitte hinaus: gieb auch in dieser Frage die Helma nicht auf, halte dich, wenn es sein kann, an das Nächste. Schon unsere Provinzen sind so sehr verschieden. Ich sehe Dich über solche Worte lächeln, aber ich bleibe doch dabei. Was ich Abel nenne, das giebt es nur noch in unsrer Mark und in unsrer alten Nachbar- und Schwesterprovinz, ja, da vielleicht noch reiner als bei uns. Ich will nicht ausführen, wie's der schärferen Zurehen auf dem adligen Gesamtgebiete steht, aber doch wenigstens ein paar Andeutungen will ich machen. Ich habe sie von allen Arten gesehen. Da sind zum Beispiel die rheinischen jungen Damen, also die von Köln und Aachen; nun ja, die mögen ganz gut sein, aber sie sind katholisch, und wenn sie nicht katholisch sind, dann sind sie was andres, wo der Vater erst geadelt wurde. Neben den rheinischen

haben wir dann die westphälischen. Ueber die liesse sich reden. Aber Schlesen. Die schlesischen Herrschaften, die sich mitunter auch Magnaten nennen, sind alle so gut wie polnisch und leben von Jen und haben die hübschesten Erzieherinnen; immer ganz jung, da macht es sich am leichtesten. Und dann sind da noch weiterhin die preussischen, das heißt die ostpreussischen, wo schon alles aufhörte. Nun, die kenn' ich, die sind ganz wie ihre Pfanner Füllen und schlagen aus und beknabbern alles. Und je reicher sie sind, desto schlimmer. Und nun wirft Du fragen, warum ich gegen andre so streng und so sehr für unsre Mark bin, ja speziell für unsre Mittelmark. Deshalb, mein liebe Woldemar, weil wir in unsrer Mittelmark nicht so bloß äußerlich in der Mitte liegen, sondern weil wir auch in allem die rechte Mitte haben und halten. Ich habe mal gehört, unser märkisches Land sei das Land, drin es nie Heilige gegeben, drin man aber auch keine Ketzer verbrannt hat. Sieh, das ist das, worauf es ankommt, Mittelmark, — darauf baut sich das Glück auf. Und dann haben wir hier noch zweierlei: in unsrer Bevölkerung die reine Lehre und in unsrer Abel das reine Blut. Die, wo das nicht zutrifft, die kennt man. Einige meinen freilich, das, was sie das „Geistige“ nennen, das lüte darunter. Das ist aber alles Thorheit. Und wenn es lüte (es leidet aber nicht), so schadet das gar nichts. Wenn das Herz gesund ist, ist der Kopf nie ganz schlecht. Auf diesen Satz kannst Du Dich verlassen. Und so bleibe denn, wenn Du suchst, in unsrer Mark und verzeh nie, daß wir das sind, was man so „brandenburgische Geschichte“ nennt. Am eindringlichsten aber laß Dir unsre Rheinsberger Segend empfehlen sein, von der mir selbst Koseleger — trotzdem seine Feinde behaupten, er betrachte sich hier bloß wie in Verbannung und seine sich fort nach einer Berliner Donnstelle — von der mir selbst Koseleger sagte: Wenn man sich die preussische Geschichte genau ansieht, so findet man immer, daß sich alles auf unsre alte, liebe Grafschaft zurückführen läßt; — da liegen die Wurzeln unsrer Kraft.“ Und so schlicke ich denn mit der Bitte: heirate heimlich und heirate lutherisch. Und nicht nach Geld (Geld erniedrigt) und halte Dich dabei verdeckt der Liebe Deiner Dich herzlich liebenden Tante und Patin Adelheid von St.“

Woldemar lachte. „Heirate heimlich und heirate lutherisch — das hör' ich nun schon seit Jahren. Und auch das dritte höre ich immer wieder: „Geld erniedrigt.“ Aber das kenn' ich. Wenn's nur recht viel ist, kann es schließlich auch eine Chinesin sein. In der Mark ist alles Geldfrage. Geld — weil feins da ist — spricht Perion und Sache heilig und, was noch mehr sagen will, befriedigt zuletzt auch den Eigennutz einer alten Tante.“

Während er lachend so vor sich hin sprach, überflog er noch einmal den Brief und sah jetzt, daß eine Nachschrift an den Rand der vierten Seite gefügt war. „Eben war Klagler hier, der mir von der am Sonnabend in unsrer Kreise stattfindenden Nachwahl erzählte. Dein Vater ist aufgestellt worden und hat auch angenommen. Er bleibt doch immer der Alte. Gewiß wird er sich einbilden, ein Opfer zu bringen. — er litt von Jugend an auf solchen Einbildungen. Aber was ihm ein Opfer bedünkte, waren, bei Lichte gesehen, immer bloß Einzelheiten. Deine A. von St.“

XVII.

Es war so, wie die Tante geschrieben: Dubslaw hatte sich als konservativen Kandidaten aufstellen lassen, und wenn für Woldemar noch Zweifel darüber gewesen wären, so hätten einige am Tage darauf von Lorenzen eintreffende Zeilen diese Zweifel beseitigt. Es hieß in Lorenzens Brief:

„Seit Deinen letzten Besuch hat sich hier allerlei Großes zugegetragen. Noch am selben Abend erschienen Gundermann und Koseleger und drangen in Deinen Vater, zu kandidieren. Er lehnte zunächst natürlich ab; er sei weisfremd und verstehe nichts davon. Aber damit kam er nicht weit. Koseleger, der — was ihm auch später noch von Nutzen sein wird — immer ein paar Anekdoten auf der Pfanne hat, erzählte ihm sofort, daß vor Jahren, als ein von Bismard zum Finanzminister Ausersehener sich in gleicher Weise mit einem „Ich verstehe nichts davon, Durchlaucht“ ans der Affaire habe ziehen wollen, er einfach der bismardisch-prompten Antwort begegnet sei: „Darum



„Süßherzig.“ Nach dem Gemälde von H. J. G. G. G.

wähle ich Sie ja gerade, mein Lieber, — eine Geschichte, der Dein Vater natürlich nicht widerstehen konnte. Kurzum, er hat eingewilligt. Von Herkommen ist selbstverständlich Abstand genommen worden, ebenso vom Nebenhalten. Schon nächsten Sonntagabend haben wir Wahl. In Rheinsberg, wie immer, fallen die Würfel. Ich glaube, daß er siegt. Nur die Fortschrittler können in Betracht kommen und allenfalls die Sozialdemokraten, wenn vom Fortschritt (was leicht möglich ist) einiges abbröckelt. Unter allen Umständen schreibe Deinem Papa, daß Du Dich seines Entschlusses freust. Du kannst es mit gutem Gewissen. Bringen wir ihn durch, so weiß ich, daß sein Vetter im Reichstag sitzt, und daß wir uns alle zu seiner Wahl gratulieren können. Er sich persönlich allerdings auch. Denn sein Leben hier ist zu einsam, so sehr, daß er, was doch sonst nicht seine Sache ist, mitunter darüber klagt. Das war das, was ich Dir wissen lassen mußte. Sonst nichts Neues von Paris. Krippentapel geht in großer Aufregung einher; ich glaube, wegen untrer auf Donnerstag in Stechlin selbst angelegten Vorverkantung, wo er nunmehr seine herkömmliche Rede über den Bienenstaat halten wird. Empfehlung mit Deinen zwei liebenswürdigen Freunden, besonders Gato. Wie immer, Dein alter Freund Lorenzen.

Wolbemar, als er gelesen, mußte nicht recht, wie er sich dazu stellen sollte. Was Lorenzen da schrieb, „daß kein Besserer im Hause sitzen würde“, war richtig; aber er hatte trotzdem Bedenken und Sorge. Der Alte war durchaus kein Volkstier, er konnte sich also hart in die Nesseln setzen, ja vielleicht zur kontinlichen Figur werden. Und dieser Gedanke war ihm, dem Sohne, der den Vater schwärmerisch liebte, sehr schmerzhaft. Außerdem blieb doch auch immer noch die Möglichkeit, daß er in dem Wahlkampf unterlag.

Diese Bedenken Wolbemar's waren nur allzu berechtigt. Es stand durchaus nicht fest, daß der alte Dubslaw, so beliebt er selbst bei den Gegnern war, als Sieger aus der Wahlkämpf hervorgehen müsse. Die Konservationen hatten sich freilich darauf gewöhnt, Rheinsberg-Wuß als eine „Hochburg“ anzusehen, die der staatsverhaltenden Partei nicht verloren gehen könne, diese Vorstellung aber war ein Irrtum, und die bisherige Reverenz gegen den alten Kortschädel wurzelte lediglich in etwas Persönlichem. Nun war ihm Dubslaw an Ansehen und Beliebtheit freilich ebenbürtig, aber das mit der ewigen persönlichen Rücksichtnahme mußte doch mal ein Ende nehmen, und das Anrecht, das sich der alte Kortschädel erlassen hatte, mit diesem mußte es vorbei sein, eben weil sich's um einen Neuen handelte. Kein Zweifel, die gegnerischen Parteien regten sich, und es lag genau so, wie Lorenzen an Wolbemar geschrieben, daß ein Fortschrittler, aber auch ein Sozialdemokrat gewählt werden könne.

Wie die Stimmung im Kreise wirklich war, das hätte der am besten erfahren, der im Vorübergehen an der Comptoirthür des alten Varnhirschfeld gehorcht hätte.

„Laß dir sagen, Isidor, du wirst also wählen den guten alten Herrn von Stechlin.“

„Nein, Vater. Ich werde also nicht wählen den guten alten Herrn von Stechlin.“

„Warum nicht? Ist er doch ein lieber Herr und hat das richtige Herz.“

„Aber das falsche Prinzip.“

„Isidor, sprich mir nicht von Prinzip. Ich habe dich gesehen, als du hast darniert mit dem Mariachen von nebenan und hast ihr aufgebunden das Schürzenband, und sie hat dir gegeben einen Klap. Du hast gebuhlt um das christliche Mädchen. Und du buhlt jetzt, wo die Wahl kommt, um die öffentliche Meinung. Und das mit dem Mädchen, das hab ich dir verziehen. Aber die öffentliche Meinung verzeih ich dir nicht.“

„Aber Vater, das ist ja doch die neue Zeit. Und wenn ich wähle, wähl ich für die Menschheit.“

„Geh mir, Isidor, die kenn ich. Die Menschheit, die will immer haben, aber sie will nicht geben. Und jetzt wollen sie auch noch teilen.“

„Laß sie teilen, Vater.“

„Gott der Gerechtigkeit, was meinst du, was du freiest? Nicht den zehnten Teil.“

Und ähnlich ging es in den andern Ditschaften. In Wuß sprach Fir für das Kloster und die Konservation im allgemeinen, ohne dabei Dubslaw in Vorschlag zu bringen, weil er wußte, wie die Domina zu ihrem Bruder stand. Ein Linksständler aus Gremmen schien denn auch in der Wüger Gegend die Oberhand gewinnen zu sollen. Nach gefährlicher für die ganze Grafschaft war ein Wanderapostel aus Berlin, der von Dorf zu Dorf zog und die kleinen Leute dahin belehrte, daß es ein Unfug sei, von Adel und Kirche was zu erwarten. Die verträsteten immer bloß auf den Himmel. Aber achtstündige Arbeitszeit und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenflug, — das sei das Wahre.

So zerplitterte sich's allerorten. Aber wenigstens um den Stechlin herum hoffte man der Sache noch Herr werden und alle Stimmen auf Dubslaw vereinigen zu können. Im Dorfzuge wollte man zu diesem Zwecke beraten, und Donnerstag sieben Uhr war dazu festgesetzt.

Der Stechliner Krug lag an dem Plage, der durch die Kreuzung der von Wuß her heranziehenden Kastanienallee mit der eigentlichen Dorfstraße gebildet wurde, und war unter den vier hier gelegenen Gehäusern das stattlichste. Vor seiner Front standen ein paar uralte Linden, und drei, vier Stehtruppen waren bis dicht an die Hauswand heran geschoben, aber alle ganz nach links hin, wo sich Geladen und Gaststube befanden, während nach der rechten Seite hin der große Saal lag, in dem heute Dubslaw, wenn nicht für die Welt, so doch für Rheinsberg-Wuß, und wenn nicht für Rheinsberg-Wuß, so doch für Stechlin und Umgebung proklamiert werden sollte. Dieser große Saal war ein fünfseitiger Längsraum, der schon manchen Spottstücken erlebt, was er in seiner Geschichte auch heute nicht zu verleugnen trachtete. Denn nicht nur waren ihm alle seine blanken Wandlächler verblieben, auch die mächtige Dacheige, die jedesmal wegzuschaffen viel zu mühsam gewesen wäre, guckte schräg gestellt, mit ihrem langen Halse von der Mufftempore her über die Bekleidung fort.

Unter dieser Empore, quer durch den Saal hin, stand ein für das Komitè bestimmter länglicher Tisch mit Tischdecke, während auf den links und rechts sich hinziehenden Bänken einige zwanzig Vertrauensmänner saßen, denen es hinterher oblag, im Sinne der Komitèbeschlüsse weiter zu wirken. Diese Vertrauensmänner waren meist wohlhabende Stechliner Bauern, untermischt mit offiziellen und halb-offiziellen Leuten aus der Nachbarschaft: Förster und Waldhüter und Bormänner von den verschiedenen Glas- und Theeröfen. Zu diesen gesellte sich noch ein Torinspektor, ein Vermessungsbeamter, ein Steueroffiziant und schließlich ein geheimeiter Kaufmann, der jetzt Agent war und die Post beforgte. Natürlich war auch Landbriefträger Prose da samt der gesamten Sicherheitsbehörde: Fußgendsdam Linde und Wachtmeister Pyterke von der reitenden Gensdarmarie. Pyterke gehörte nur halb mit zum Kevier (es war das immer ein streitiger Punkt), erschien aber trotzdem mit Vorliebe bei Versammlungen derart. Es gab nämlich für ihn nichts Vergnüglicheres, als seinen Kameraden und Anisgenossen Linde bei solcher Gelegenheit zu beobachten und sich dabei seiner ungeheuren, übrigens durchaus berechtigten Ueberlegenheit als schöner Mann und ehemaliger Gardebüroffizier bewußt zu werden. Linde war ihm der Anbegriff des Komischen, und wenn ihn schon das rote, verknüpfte Gesicht an und für sich amüsierte, so viel mehr noch der gefärbte Schühbürtensackensack, vor allem aber das Augenpiel, mit dem er den Verhandlungen zu folgen pflegte. Seine Miene sagte beständig: „An mir hängt es.“ Dabei war er ein höchst gutmütiger Mann, der nie mehr als nötig aufschrie und auch nur selten aufblies.

Der Saal hatte nach dem Flur hin drei Thüren. An der Mittelthür standen die beiden Gensdarmen und rückten sich zurecht, als sich der Vorkühende des Komitès mit dem Glockenschlag neben von seinem Plage erhob und die Sitzung für eröffnet erklärte. Dieser Vorkühende war natürlich Oberförster Nagler, der heute, statt des bloßen schwarz-weißen Bandes, sein bei St. Marie aus Ghones erworbenes eisernes Kreuz in Sudstanz eingeknüpft hatte. Neben ihm

saßen Superintendent Kofeleger und Pastor Lorenzen, an der linken Schmalfseite Krippentapel, an der rechten Schulze Kluchhuhn, letzterer auch besoriet, und zwar mit der Duppelmedaille, trotzdem er bei Duppel in der Reserve gestanden. Er scherzte gern darüber und sagte, während er seine beneidenswerten Zähne zeigte: „Ja, Kinder, so geht es. Bei Alfen war ich, aber bei Duppel war ich nicht, und dafür hab' ich nu die Duppelmedaille.“

Schulze Kluchhuhn war überhaupt eine humoristisch angelegene Persönlichkeit, Liebling des alten Dubslaw, und trat immer, wenn sich die alten Kriegerveteranen von sechsundsechzig und siebenig auf hohe Pferd setzen wollten, für die von vierundsechzig ein. „Ja, vierundsechzig, Kinder, da sing es an. Lud aber Anfang ist schwer. Anfangen ist immer die Hauptsache; das andre kommt dann schon wie von selbst.“ Ein alter Glosbower, der bei Spichern mitgeführt und sich durch besondere Tapferkeit hervorgethan hatte, war denn auch, bloß weil er einer von Anno siebenig war, ein Gegenstand seiner besonderen Bemängelungen. „Ich will ja nich sagen, Lübecke, daß es bei Spichern gar nichts war; aber gegen Duppel (wenn ich auch nicht mit dabei gewesen) gegen Duppel war es gar nichts. Wie war es denn bei Spichern, wovon du so viel red'st, als ob sich vierundsechzig daneben verstanden müßte? Bei Spichern, da waren Menschen oben, aber bei Duppel, da waren Schanzen oben. Und ich sage dir, Schanzen mit'm Turm oben. Da pfeift es ganz anders. Das heißt, von Feiren war schon eigentlich gar keine Rede mehr.“ Eine Folge dieser Anschauung war es denn auch, daß in den Augen Kluchhuhns der Feinler Klinte, der bei Duppel unter Opferung seines Lebens den Ballisadenpfeil von Schanze drei weggesprengt hatte, der eigentliche Held aller drei Kriege war und alles in allem nur einen Nivalen hatte. Dieser eine Nivalen stand aber drüben auf Seite der Dänen und war überhaupt kein Mensch, sondern ein Schiff und hieß Rolf Strafe. „Ja, Kinder, wie wir da so rüber gondelten, da lag nun das schwarze Biest immer dicht neben uns und sah aus wie 'n Saig. Und wenn es gewollt hätte, so wär' es auch alle mit uns gewesen und bloß noch plumps in den Allensfund. Und weil wir das wußten, schossen wir immer drauf los, denn wenn einem so zu Mute ist, dann schießt der Mensch immer zu.“

Ja, Rolf Strafe war eine fatale Sache für Kluchhuhn gewesen. Aber dasselbe schwarze Schiff, das ihm damals so viel Furcht und Sorge gemacht hatte, war doch auch wieder ein Segen für ihn geworden, und man durfte sagen, sein Leben stand seitdem im Zeichen von Rolf Strafe. Wie Gundermann immer der Sozialdemokratie das „Wasser abstellen“ wollte, so verallt Kluchhuhn alles zur Sozialdemokratie Gehörige mit dem schwarzen Ungetüm im Allensfund. „Ich sag' euch, was sie jetzt die soziale Revolution nennen, das liegt neben uns wie damals Rolf Strafe; Bebel waret bloß, und mit eins segt er dazwischen.“

Schulze Kluchhuhn war in der ganzen Stechliner Gegend sehr angesehen, und als er jetzt mit seiner Medaille so dafah, dicht neben Kofeleger, war er sich dessen auch wohl bewußt. Aber gegen Krippentapel, den er als Schulpauser und Bienenwater eigentlich nicht für voll ansah, kam er bei dieser Gelegenheit doch nicht an; Krippentapel hatte heute ganz seinen großen Tag, so sehr, daß selbst Kluchhuhn seinen Ton herabstimmen mußte.

Nagler, ein entschiedener Nichtredner, begann, als er sich mit seinem Notizentel, auf dem verschiedene Saganfänge standen, erhoben hatte, mit der Versicherung, daß er den so zahlreich Anwesenden, unter denen vielleicht auch einige Andersdenkende seien, für ihr Erscheinen danke. Sie wüßten alle, zu welchem Zweck sie hier seien. Der alte Kortschädel sei tot, „er ist in Ehren hingegangen“, und es handle sich heute darum, dem alten Herrn von Kortschädel in Reichstag einen Nachfolger zu geben. Die Grafschaft habe immer konservativ gewählt; es sei Ehrensache, wieder konservativ zu wählen. „Und ob die Welt voll Teufel wär.“ Es liege der Grafschaft ob, dieser Welt des Abfalls zu zeigen, daß es noch „Stätten“ gebe. Und hier sei eine solche Stätte. „Wir haben, glaub' ich,“ so schloß er, „niemand an diesem Tisch, der das Parlamentarische voll beherrscht, weshalb ich bemüht gewesen

bin, das, was uns hier zusammengeführt hat, schriftlich niederschreiben. Es ist ein schwacher Versuch. Heber thut, soweit er kann, und der Brombeertrauch hat eben nur seine Beeren. Aber auch sie können den bürigen Wanderer erfrischen. Und so bitte ich dem untern politischen Freund, dem wir außerdem für die Erforschung dieser Gegenden so viel verdanken, ich bitte Herrn Lehrer Struppenkapel, uns das von mir Aufgesetzte vorlesen zu wollen. Ein pro memoria. Man kann es vielleicht so nennen.“

Kagler, unter Verneigung, setzte sich wieder, während sich Struppenkapel erhob. Er blätterte wie ein Rechtsanwalt in einer Anzahl von Papieren und sagte dann: „Ich folge der Aufforderung des Herrn Vorsitzenden und freue mich, berufen zu sein, ein Schriftstück zur Verlesung zu bringen, das unter aller Gewähr — ich glaube von den Einschränkungen, die unser Herr Vorsitzender gemacht, absehen zu dürfen — unser aller Gefühle zum Ausdruck bringt.“

Und nun setzte Struppenkapel seine Hornbrille auf und las. Es war ein ganz kurzes Schriftstück und enthielt eigentlich daselbe, was Kagler schon gesagt hatte. Die Betonungen Struppenkapels sorgten aber dafür, daß der Beifall reichlicher war, und daß die Schlußwendung „und so vereinigten wir uns denn in dem Sage: was um den Stachel herum wohnt, das ist für Stacheln,“ einen ungeheuren Beifall fand. Pyrotek hob seinen Helm und stieß mit dem Füllhorn auf, während Linde sich umschau, ob doch vielleicht ein einzelner Hebelwollenber zu notieren sei. Nicht um ihn direkt anzuzeigen, aber doch zur Kenntnisaufnahme. Brofe, der (wohl eine Folge seines Berufs) unter dem ungewohnten langen Stillstehen gelitten hatte, nahm im Vorkur, wie zur Niederkämpfung seiner Beimerrosität, eine Art Probegewindschrittschritt rasch wieder auf, während Kluckhuhn sich von seinem Stuhl erhob, um Kagler erst militärisch und dann unter gewöhnlicher Verbeugung zu begrüßen, wozu seine Düppelbehaube dem Kaglerschen Feiernes Kreuz entgegenpendelte. Nur Kofeleger und Korenzin blieben ruhig. Im des Superintendenten Mund war ein leiser ironischer Jua.

Dann erklärte der Vorsitzende die Sitzung für geschlossen; alles brach auf, und nur Linde sagte zu Brofe: „Wir bleiben noch, Brofe; morgen wird es Kauferei genug geben.“ „Denk ich auch. Aber lieber laufen als hier so stille stehen.“

Dr. Wladan Georgewitsch,

Der neue serbische Ministerpräsident.

(Siehe das Porträt Seite 127.)

Wiederung hat eine überraschende Ministerkrise die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf Serbien gelenkt. Am 19. Oktober morgens lebte König Alexander mit seinem Vater nach mehr als zweimonatlicher Abwesenheit in seine Hauptstadt zurück, und schon am Mittag hatte das gemäßigt-radikale Ministerium Timitsch die Entlassung eingebracht. Zur Neubildung des Ministeriums berief der König den damals in Karlsbad weilenden Gelehrten Serbiens in Konstantinopel, Dr. Wladan Georgewitsch. Einige Tage vorher hatte der König im Hotel Imperial in Wien mit ihm konferiert.

Das Ministerium Georgewitsch lehnt sich an seine der beiden großen Parteien des Landes an; es ist ausschließlich ein Ministerium nach königlichem Willen und hat sich die Ausgleichung der scharfen Parteizwänge, sowie die wirtschaftliche Konsolidierung Serbiens zur Aufgabe gemacht. Die meisten Mitglieder des neuen Ministeriums waren Anhänger der vor einigen Jahren aus eigenem Antriebe aufgelösten Fortschrittspartei, deren anerkanntes Haupt der jetzige serbische Gelehrte in Paris, Garoichanin, ist. Dr. Wladan Georgewitsch, im Beginn der fünfzigsten stehend, ist eine impotente Erscheinung mit scharf gezeichneten, energischen Zügen. Man rühmt ihm bedeutende staatsmännische Begabung nach, obgleich er von leicht aufbrauendem Naturell ist. Georgewitsch hat in Wien Medizin studiert, übte dann in Belgrad die ärztliche Praxis aus, war einige Jahre hindurch Leibarzt des Königs Milan und trat im serbisch-bulgarischen Kriege an die Spitze des serbischen Sanitätswesens. Später wurde er Bürgermeister von Belgrad, in welcher Eigenschaft er die Stadt mit dankenswerten hygienischen Einrichtungen bedachte. Seit etwa sieben Jahren hatte er sich ganz dem öffentlichen und politischen Leben zurückgezogen und füllte keine Zeit lediglich mit der ärztlichen Praxis aus. Er gehörte zu den tüchtigsten und geschicktesten Ärzten Serbiens. Erst das serbisch-russische Ministerium Kowalowitz zog ihn wieder auf die politische Bühne. Kowalowitz glaubte des fähigen Mannes nicht entraten zu sollen, und er schiedte ihn auf

einen der schwierigsten Posten, indem er ihn zum Gesandten in Konstantinopel ernannte. In dieser Eigenschaft vermachte Georgewitsch in letzter Zeit für die Serben in Mazedonien Erfolge zu erringen. Als Ministerpräsident wird er gegenüber den Parteien einen schwierigen Stand haben, doch hat ihm der König in seinem an ihn gerichteten Handbrevier die feierliche Forderung gemacht, daß dem Ministerium Zeit gelassen werden soll, seine Aufgaben zu erfüllen. Es wäre ein Glück für Serbien, wenn dadurch dem ewig wechselnden Parteiregimente für lange hinaus ein Ende gesetzt würde.

Ludwig Fulda.

(Siehe das Porträt unter „Zeit und Leben“.)

Bei einem Preisauschreiben, das im Jahre 1882 der Prager Schriftstellerverein „Concordia“ für einjährige Lustspielskizzen erteilt hatte, erregte sich etwas, was sonst bei dergleichen Bewerbsthatungen selten vorkommt: es wurden mit dem ersten und zweiten Preise zwei Werke beschenkt, die sich als wirklich wertvoll erwiesen und den Beweis für ihre förmliche Lebensfähigkeit dadurch erbrachten, daß sie nicht nur über fünf alle bedeutenderen deutschen Bühnen gingen, sondern auch heimlich auf denselben wurden: „Die Burggräbe“ von Heinrich Stobiker und „Die Aufständigen“ von Ludwig Fulda. Die Namen der Verfasser klangen vollständig neu, und das konnte auch kaum anders sein, denn die preisgekrönten Dichter standen beide noch in jugendlichem Alter, Stobiker als angehender Telegraphenbeamter in München und Fulda als Student in Heidelberg. Von dem Urheber der „Burggräbe“ trat später noch ein ähnliches niedliches Lustspiel: „Finken unter der Ache“ zu Tage, dann aber hörte man wenig mehr von ihm, während der Name Fuldas dem Publikum immer vertrauter wurde, und der Träger desselben sich jezt bald eine feste und geachtete Stellung in der deutschen Schriftstellerwelt erwarb.

Das es sich bei Fulda um eine ungewöhnliche Erscheinung handelte, hätte man sich allerdings schon zur Zeit seines ersten Hervortretens sagen können, denn derselbe Bruder Stobis der Kapuzin-Carola, die in Prag mit dem Vorber des Dichters gekannt wurde, hatte bereits eine ernste, wissenschaftliche Arbeit hinter sich, die zweibändige gründliche Studie: „Die Begier der zweiten schließlichen Schule“ (hauptsächlich die Dichter Johann Christian Wänther und Christian Weise behandelnd und als 38. und 39. Band von Kirchner's Deutscher National-Litteratur erschienen), ein Werk, das dem noch nicht promovierten jungen Gelehrten schon die sichere Anwartschaft auf eine Professur hätte geben können. Für die Laufbahn eines akademischen Lehrers vermachte sich indes Fulda nicht zu entscheiden, so ersüßte er sie in Aussicht genommen haben mochte, als er sich dem Studium widmete und deshalb einen nicht ganz leichten Kampf mit seinen Angehörigen zu bestehen hatte.

Der am 15. Juli 1862 in Frankfurt a. M. geborene Dichter entstammt nämlich einer dort ansässigen angesehenen Kaufmannsfamilie, und so wenig man in derselben auch fleinlichen oder engherzigen Anschauungen halbte, so schwer wurde es doch, namentlich von Seiten des Vaters, verschmertz, daß der Erstgeborene, der als Schüler schon so offensbare Spuren seiner Begabung verraten, der alten Familienüberlieferung nicht folgen sollte. Wie so oft gab auch in diesem Falle dem Ausschlag die Mutter, eine feinninnige und hochgebildete Frau, und so bezog Fulda zunächst die Universität Heidelberg, um sich, seiner Lieblingsneigung folgend, dem Studium der germanistischen Philologie zu widmen. Nach einem Aufenthalt in Berlin und Leipzig lehrte er dorthin zurück, wo er von Anfang an zu den Lieblingsschülern des bekannten Germanisten Karl Barthel gezählt wurde, und setzte 1883 seine Doktorprüfung ab, damit seine akademische Laufbahn beschließen.

Um sich freier literarischer Thätigkeit zu widmen, siedelte Fulda 1884 von seiner Vaterstadt nach München über, wo er bis zum Jahre 1888 seinen Wohnsitz nahm. Hier veröffentlichte er unter dem Titel „Satura, Grillen und Schwärme“ (Leipzig 1884) zunächst eine Sammlung zum Teil noch aus früherer Zeit stammender Gedichte, zum Teil parodistisch-historischen Inhalts, und dann die Lustspiele „Das Recht der Frau“ (Leipzig 1884), „Ein Meteor“ (dieselbst 1884), „Unter vier Augen“ (dieselbst 1886), „Frühling im Winter“ (Berlin 1887), sowie die Novelle in Berlin „Neue Jugend“ (Frankfurt 1887). Alle diese Werke geben, so ungleichartig und ungleichwertig sie sind, schon die Eigenart des Dichters zu erkennen, wenn auch nicht so ausgeprägt wie die des folgenden Lebensabschnittes. Sie zeigen und erweisen überlegenheit, der ein offenes Auge für die Gebrechen und Schwächen seiner Zeit und seiner Umgebung hat und sich zu Spott und Hohn gegen dieselben herausgefordert fühlt, von einem weideren Juge des Gemütes aber zu einer vorzüglicheren Stimmung zurückgeführt wird. Hand in Hand mit dieser Liebe der Empfindung geht bei ihm ein angeborenes Gefühl für harmonische Gestaltung, das sich namentlich in der freien und leichtesten Beherrschung der sprachlichen und künstlerischen Form äußert. Von erstem Gedankeninhalt erfüllt, wie seine Schöpfungen sind, treten sie stets in einmündigen dichterischen Gewande vor uns hin, darin ihre größte Stärke entfaltend, während

der Hauch der Reflexion, der nicht selten über ihnen liegt, mehr auf den feinnigen und gemüthlichen Denker als den impulsiven, von keinem Stoffe mit sich fortgerissenen und den Hörer oder Leser mit sich fortziehenden Dichter hinweist. Am meisten sprechen aus dieser Zeit die kleinen Lustspiele in Berlin an, in denen sich etwas von der feinen Art Paul Heyse's verrät, zu welchem Fulda während seines Münchener Aufenthaltes in enge freundschaftliche Beziehungen getreten war.

Im Jahre 1888 siedelte Fulda nach Berlin über, nachdem er vorher noch eine Anzahl aus seiner Münchener Zeit stammender Dichtungen unter dem Titel „Sinngebilde“ (Dresden 1888) hatte erscheinen lassen. Veranlassung zu dem Wohnortwechsel war jedenfalls das rege Bühnenleben, das sich um jene Zeit in Berlin entfaltete, und der Dichter konnte thätiglich im ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes mit dem heiter-parodistischen Lustspiel „Die wilde Jagd“ in dem von Barnay ins Leben gerufenen Berliner Theater einen vollen Erfolg erzielen. In ziemlich rascher Folge entstanden namentlich die Schauspiel „Das verlorene Paradies“ (Stuttgart 1890) und „Die Elvina“ (dieselbst 1892), sowie die beiden unter dem Titel „Lebensfragmente“ veröffentlichten Novellen (dieselbst 1893). Zu diesen Werken sucht der Dichter mehr, als er es bisher gethan, Anlehnung an die sogenante moderne oder realistische Richtung, in resoluter Weise Problemen des modernen gesellschaftlichen Lebens zu Leibe gehend, doch alles allzu Gewagte in seinen Stoffen und alles allzu Peinliche in der Schilderung vermeidend. Der Dichter steht mit seinem hellen Kopfe zu sehr inmitten des Lebens seiner Zeit, als daß er sich irgend einer Regung derselben verschließen könnte, beherrscht aber andererseits mit seinem reichen Wissensthum zu sehr das, was der menschliche Geist in vergangenen Tagen an Strebungen und Wandlungen durchgemacht hat, und ist überhaupt eine zu bewusste Natur, als daß er einseitig einer Tagesströmung oder Zeitmode folgen könnte. Ein überaus glücklicher Griff war es, als er im Jahre 1893 die Märchenbildung „Der Talisman“ schuf. Hier fand er ein Gebiet, auf welchem seine Begabung sich von ihrer glänzendsten Seite entfalten konnte. Ein Stoff, der mitten aus dem Gedankenleben der Zeit geschöpft, in seiner Veranschaulichung aber jeder bestimmten Zeit und jeder bestimmten Certeiligkeit entzweit war, so daß er sich auf der Grundlage der reinen, doch zu voller Klarheit entwickelten Idee bewegen konnte, bot Anlaß, dem Leben Abgelassenes mit freier Erfindung zu paaren, während der Märchencharakter der Dichtung die Einförmigkeit des Gedankeninhaltes in ein Gewand verhielt, bei welchem der Meister der sprachlichen und künstlerischen Form zu voller Geltung gelangen mußte. Der Dichter fand zum erstenmal Gelegenheit, Originelles und Ungeheures zu bieten, und der Erfolg seines Wertes war dem auch ein ungewöhnlicher, auf der Bühne sowohl wie in Buchform, in welcher es bereits in 17. Auflage vorliegt. Weniger glücklich war Fulda mit zwei historischen Komödien, „Die Kameraden“ und „Robinsons Giland“, die er, aggressiv gegen Schwächen und Thorheiten des Zeitgeistes vorgehend, dem „Talisman“ in den letzten Jahren folgen ließ, während er mit dem vielgelesenen „Sohn des Mattheus“ wieder zu der Höhe seiner reinen dramatischen Märchenbildung zurückgekehrt ist. Fuldas jüngste Bühnenhöpfung, das Lustspiel „Jugendfreunde“, wurde am 30. Oktober mit lebhaftem Beifall am Deutschen Theater in Berlin aufgenommen und wird augenblicklich zur Aufführung am Hofburgtheater in Wien vorbereitet. Eine Sammlung seiner „Gedichte“, in welche auch die Folge „Satura“ aufgenommen ist, ließ Fulda 1890 (Berlin) erscheinen. In sehr glücklicher Weise ist er auch als Uebersetzer aufgetreten, zunächst mit der Uebersetzung einer Reihe Nothwehrstücke („Nothwehr Meisterwerke“, 2. Auflage, Stuttgart 1897), die mit zu dem Besten zählt, was unter Uebersetzungslitteratur anzuzweifen ist, und sodann mit einer nicht minder vortrefflichen deutschen Bearbeitung des Lustspiels „Die Romanistischen“ von Edmond Rostand. Nur ein Werk hat bis jezt der Dichter geschrieben, das an seine ehemaligen germanistischen Verwandten erinnert: es gehört gleichfalls der Uebersetzungslitteratur an und behandelt die in ihrer Art kostliche Geschichte vom „Meier Helmreich“ des mittelalterlichen Dichters Bernhart der Gärtner (Halle a. S. 1889). Die Art und Weise, wie Fulda aus dieses Urbild aller späteren deutschen Volksgeschichten nahe gerückt hat, kann uns lediglich auf das lebhafteste bedauern lassen, daß er bisher das Gebiet seiner einflügeligen Lieblichstuden nicht ergiebiger ausgebeutet hat.

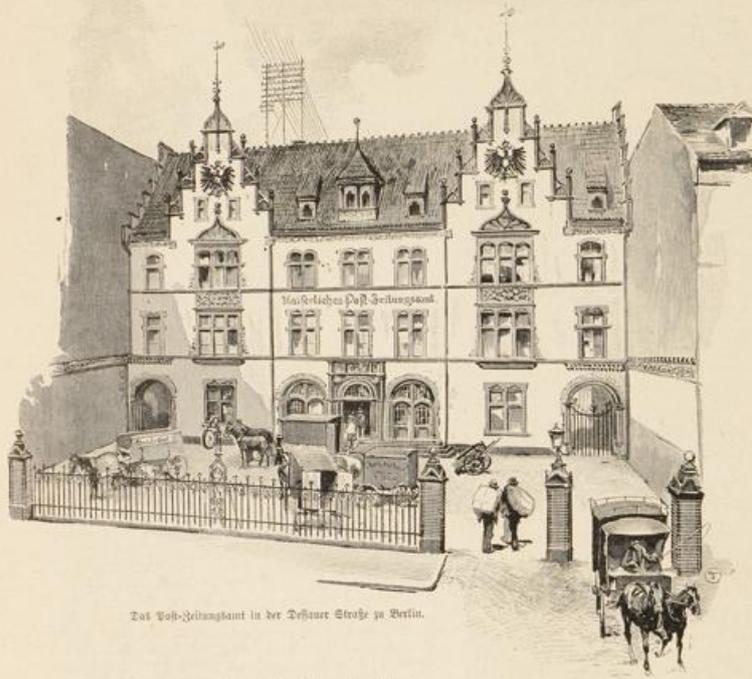
Ludwig Heibel.

Im Berliner Post-Verlagsamt.

A. Oskar Klausmann.

Mit Abbildungen (S. 128 u. 129) von L. Reimann und Ernst Tschid.

Der gegen fünf Uhr nachmittags in Berlin die Königgräber Straße in der Nähe der Dessauer Straße passiert, bemerkt einen auffallenden Verkehr von Wagen. Große, geschlossene Wagen, die mit den Firmen der größten Berliner politischen Zeitungen versehen sind, kommen in



Tot Post-Zeitungsamt in der Defauer Straße zu Berlin.

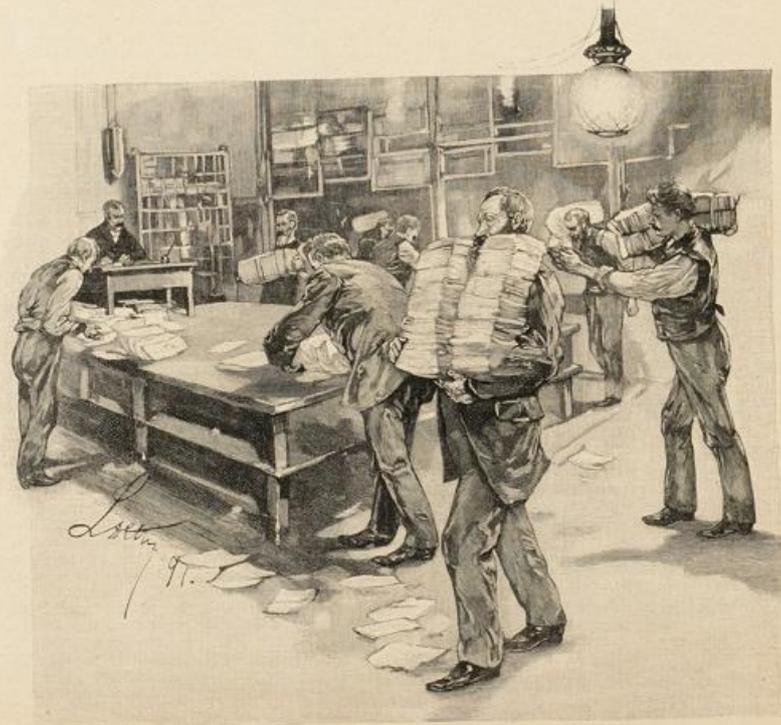
starker Gangart angejagt und biegt in die Defauer Straße ein; ebenso sieht man von dort kleine gelbe Postwagen, mit einem Rad bespannt, sogenannte „Karricolen“, in schärfer Gangart aus der Defauer Straße herauskommen. Biegt man in die letztere ein, so erblickt man bald ein freundliches, bunt ornamentiertes Gebäude, das etwas von der Straßenseite zurücktritt, und in dessen Vorhof sich ein ansehnliches lebhafte Wagengerölle entwickelt. Wir stehen vor dem kaiserlichen Post-Zeitungsamt, und in dieser Nachmittagsstunde beginnen die Berliner Zeitungen ihre Abendblätter zur Verfertigung in die Vororte, in die Provinz, aber auch für das Ausland aufzuliefern. Drängen wir uns durch die Zeitungsaufstellungen, die Kutscher und Träger von gewaltigen Zeitungsfässen und gelangen wir durch das Hauptportal in das große Vestibül, so sehen wir hier einen riesenharten, zwanzig Quadratmeter großen, mit Eisen beschlagenen Tisch, auf dem in ununterbrochener Folge Tausende und Abertausende von Exemplaren der verschiedenen Berliner Zeitungen von den Angestellten der Zeitungsexposition fröhlich niedergeworfen werden. Wir blicken in lange, laalartige Räume hinein, in denen es von Postbeamten wimmelt, und wir sehen, wie der Tisch, der iseben meterhoch mit Zeitungsexemplaren bedekt ist, in dem Pruchteil einer Minute abgeräumt wird, um sich unmittelbar darauf wieder aus neue zu füllen. Für die deutschen Zeitungen, für Verleger, Redakteur und Schriftsteller, ebenso aber für das lesende Publikum im In- und Ausland ist dies Gebäude und das Getriebe, das sich in ihm abspielt, von außerordentlicher Bedeutung.

Das kaiserliche Post-Zeitungsamt hat die Aufgabe, die in Berlin erscheinenden politischen Zeitungen — es sind deren vierundzwanzig, von denen eine große Anzahl täglich zweimal erscheint —, ebenso die nichtpolitischen, die Nachrichtenblätter (sechs- und neunmal), nach sämtlichen Postanstalten des Reiches, bei denen jeder auf diese Zeitungen abonniert sind, zu spedieren. Das Post-Zeitungsamt hat außerdem noch den Tebit des preussischen Gesichtsblattes und des Reichsgesichtsblattes; es besorgt ferner für das ganze Deutsche Reich die Zeitungen aus dem Ausland und speziert deutsche Zeitungen an sämtliche zum Weltpostverein gehörenden Länder und Postämter, ebenso wie es die deutschen Kolonien in Neu-Guinea, Ost- und Westafrika mit Zeitungen direkt versieht.

Zweimal täglich giebt es im Post-Zeitungsamt gewaltige Aufregung, und zwar früh von 1/3 bis 8 Uhr und abends von 1/5 bis 10 Uhr. Es ist dies die Zeit, in der die Berliner politischen Blätter ihre Ausgaben in Hunderttausenden von Exemplaren abliefern. Die Nachrichten

kommen im Laufe des Tages in das Post-Zeitungsamt und werden hier, wenn nicht gerade besondere Umstände vorliegen, in aller Ruhe und Gemächlichkeit auf die verschiedenen Stationen verteilt. Die Berliner politischen Zeitungen aber kommen am Morgen und am Abend immer im sogenannten „letzten Moment“, unmittelbar bevor die Karricolenpostwagen aus dem Post-Zeitungsamt nach den Bahnhöfen jagen, damit die in Säcke verpackten Pakete für die verschiedenen Stationen in die Postwagen der von Berlin abgehenden Züge geworfen werden können. Es handelt sich deshalb bei dem Morgen- und Abendantritt in dem Post-Zeitungsamt darum, innerhalb weniger Minuten Hunderttausende von Exemplaren abzugeben, zu verteilen, auf die verschiedenen Stationen zu sortieren, zu verpacken, zu verschüttern, die zu einem Postkurs gehörenden Zeitungspakete in Säcke zu packen, diese Säcke in Karricolen zu verladen und diese dann vom Hofe zu entlassen. Täglich zweimal werden so die Beamten des Post-Zeitungsamtes vor eine Aufgabe gestellt, die dem Laien unlösbar scheint, und doch lösen sie sie seit langen Jahren dank ihrer Routine und Energie wie dem richtigen Ineinandergeraten aller Kräfte. Wie ein Uhrwerk arbeiten nachmittags gegen 7 Uhr 121 Postbeamter unter der Leitung von Postbeamten und unter der Oberaufsicht des Direktors. Nicht ein einziger von diesen Beamten darf versagen, darf einen Fehler machen, darf auch nur eine halbe Minute lässig sein; er muß wie ein Uhrwerk, eine Maschine seinen Dienst thun, darf sich durch das ungeheure Geräusch, das Getöse, das während der Arbeitszeit im Erdgeschosse und in der ersten Etage herrscht, nicht stören lassen. Es muß ihm gleichgültig sein, daß Hunderte von Menschen im Vestibül hin und her laufen, daß hydraulische und elektrische Aufzüge, mit Zeitungen beladen, auf und nieder rutschen, daß Laufrollen durch die Säle rollen, daß elektrische Klingeln läuten, aus Sprachrohren Kommandostimmen erschallen, und ein Durcheinanderlaufen stattfindet, daß es dem Ueingekehrten zuerst wie ein Chaos erscheint.

Selbst für denjenigen, der wiederholt im Post-Zeitungsamt der Thätigkeit der Beamten zusehen hat, ist es schwer, sich in das hineinzuversetzen, was eigentlich hier geschieht. So kann auch nur in großen Zügen gesagt werden, daß zur Benützung der Arbeit die Beamten auf jezteln sogenannte „Listen“, das heißt Unterabteilungen, verteilt sind. Jeder Abteilung oder Liste ist eine Anzahl der viertausend Poststationen des In- und Auslandes überwiesen, mit denen das Post-Zeitungsamt arbeitet, und für jede Poststation ist innerhalb der Listen ein Fach vorhanden. In dieses Fach wird vor Beginn des großen Anlaufes ein Streifen gelegt, der später zur Verpackung der Zeitungen dienen soll; auf diesen Streifen ist ein bedruckter Zettel mit dem Namen der Empfangsstation aufgebracht. Das Post-Zeitungsamt braucht täglich viele Tausende solcher Zettel, die mit Hilfe von Schneidmaschinen hergestellt werden. Von morgens 8 Uhr ab werden die für die betreffenden Poststationen einlaufenden Nachrichten in das bestimmte Postanfallfach hineingelegt, und wenn gegen 1/5 Uhr nachmittags die ersten Exemplare aus den Druckereien der politischen Blätter eintreffen, müssen natürlich sich zuerst diejenigen Poststationen besetzt werden, die an Postkurieren liegen, für welche die Schnellzüge zuerst abgehen. Es werden daher sämtliche im Vestibül eingelieferten Zeitungen von der unmittelbar dahinter liegenden Verteilungstafel auf die Listen zur Verarbeitung verteilt, je nachdem von den betreffenden Zeitungen Exemplare einlaufen.



Verteiler der Berliner Zeitungen.



Sortieren der Zeitungen nach den Viten.

„Tausendert Berliner Tageblatt,“ ruft zum Beispiel der Zeitungsgeselle, der einen Stoß mit Stricken zusammengebundener Zeitungen in das Vestibül hineinschleppt und auf den eigenen Tisch wirft. Während einige der Beamten den Stapel ergreifen, die Stricke herabreißen und ihre Finger mit einer Geschwindigkeit, daß man ihnen kaum zu folgen vermag, über den Stapel gleiten lassen, um nachzuzählen, ob die Exemplare richtig sind, ruft die Stenotypistin des Vorbeckers der Verteilungsstelle schon das Kommando: „Vite eins 150, Vite drei 200“ und so weiter.

In demselben Augenblick sind auch schon die Zeitungen an die Schaffner verteilt, und im Vorbeigehen eilen diese nach ihren Viten, um dort wieder auf einen großen Tisch die Stapel abzulegen. Aus mächtigen Büchern, in denen die Namen der Stationen und die Anzahl der Exemplare, die sie empfangen, verzeichnet sind, rufen die Beamten in den Viten Namen und Anzahl der Exemplare auf, und andere Beamte sortieren mit außerordentlicher Geschwindigkeit die Exemplare in die einzelnen Bücher. Das alles muß in rastloser Hast geschehen, denn schon schillen die elektrischen Klingeln, die den „Schluß der Viten“ anzeigen, weil die Karriolen nach den Bahnhöfen abfahren müssen. Jetzt werden aus den Büchern derjenigen Poststationen, die zu dem betreffenden Kurs gehören, für den Schluß gemacht wird, alle Exemplare mit samt dem unterliegenden Streifen, auf dem die Preisbezeichnung steht, herausgezogen, der Streifen wird um die Zeitungen geschlagen, Hindaden wird mit feinstem Gummiband und Gleichwindigkeit um jedes Paket geschlungen, dann eilen die Beamten mit den Stößen von Zeitungspaketen nach der Sammelstelle, wo sie die Pakete abliefern, damit sie hier in die Säcke, die für den betreffenden Kurs bestimmt sind, gepackt werden. Die Säcke werden verschlossen und durch andre Beamte zur Verladestelle gebracht, wo die Karriolen mit offenen Thüren stehen. Die aufsichtführenden Beamten haben ihre Augen überall, Sod auf Sod liegt in die Karriolen hinein, die Thüren werden geschlossen. „Vort!“ lautet das Kommando, und drei, vier Karriolen jagen in schneller Gangart aus dem inneren Hof durch eine lange Durchfahrt bis in den Vorhof und von da auf die Straße, um ihren Weg nach den verschiedenen Bahnhöfen zu nehmen.

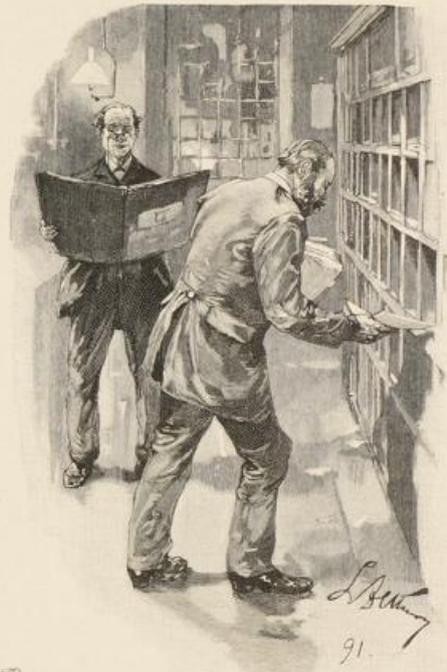
So wird mit fieberhafter Hast im Erdgeschoß und in der ersten Etage gearbeitet. Wie bereits erwähnt, gehen die Exemplare, die für die Viten der oberen Etage bestimmt sind, im Aufzug hinauf, und die fertig gepackten Säcke, die unten verladen werden sollen, kommen von der oberen Etage auf einer mit Blech überzogenen Gleitbahn heruntergerührt.

1898 (2b 79).

Das ist das Leben und Treiben im Post-Zeitungsamt, wie es sich äußerlich dem Besucher zu erkennen giebt. Die Bureau-Arbeit dieses einzig in der Welt dastehenden Postinstitutes ist aber mindestens ebenso reichhaltig wie die Arbeit in den Expeditionsräumen; nur vollzieht sie sich natürlich geräuschlos. Sie bereitet aber deshalb außerordentliche Schwierigkeiten, weil sich naturgemäß um die Zeit der Quartalsrechnungen durch das Eingehen der Lasten und Abrechnungen von Zeitungsbestellungen aus dem In- und Auslande die Arbeit auf wenige Tage konzentriert. Es muß dann Tag und Nacht ununterbrochen gearbeitet werden, nicht nur in den Expeditionsräumen, wo im Laufe des Jahres niemals die Arbeit ruht, sondern auch oben in den Bureau-Räumlichkeiten. Hat doch das Post-Zeitungsamt in seinem Bureau jährlich ungefähr 1 1/2 Millionen Geschäftsnummern zu erledigen und außerdem noch den Abrechnungsverkehr mit den Postanstalten und den Verlegern der Zeitungen zu beorgen. Ungefähr sieben Millionen Mark zahlt das Post-Zeitungsamt allein an die Berliner Zeitungsverleger, für die es das Geld von den vierhundert Postanstalten des Reiches, mit denen es arbeitet, empfängt, und mit denen es natürlich ebenfalls die Berechnung vornehmen muß.

Eine Kistenarbeit verursacht dem Post-Zeitungsamt auch noch alle Quartale die Herstellung der Zeitungspreislifte, die in einer Auflage von 7500 Exemplaren jedes Quartal erscheint und für 11 000 Zeitungen die Angaben betreffs des Namens, Preises, des Ursprungsortes, des Erscheinens und so weiter giebt. Nirgends giebt es so viel „Leben und Sterben“ wie auf dem Gebiete des Zeitungswezens. Innerhalb eines Quartals gehen Hunderte von Blättern ein, und entstehen Dutzende von neuen Mätern. Alle Veränderungen müssen natürlich immer wieder in die Zeitungsliste eingetragen und, wenn eine Anzahl von Veränderungen vorhanden ist, durch Nachträge den Postanstalten mitgeteilt werden, und so erfordert allein diese Preisliste eine ununterbrochene Arbeit das ganze Jahr hindurch, die noch dadurch gesteigert wird, daß das Bureau der Preisliste mit den Verlegern der bestehenden, der neu hinzukommenden und wieder ausstehenden Zeitungen in beständigem Briefwechsel stehen muß.

Vorsteher dieses originellen und so leistungsfähigen Amtes ist seit 1892 der Postdirektor Heberstedt, dem das Verdienst gebührt, in den fünf Jahren seiner Thätigkeit die Leistungsfähigkeit des ihm unterstellten Amtes vervielfacht zu haben und es immer wieder fertig zu bekommen, die neu heranretenden schwierigen Aufgaben doch zu lösen, obgleich



Sortieren der Zeitungen auf die einzelnen Postanstalten.



Verladen der Zeitungskisten.

dies manchmal nicht mehr im Bereich der Menschenmöglichkeit zu liegen scheint. Für alle auswärtigen, zu Studienzwecken nach Deutschland kommenden Postbeamten und Sachverständigen ist das Post-Zeitungsamt eines der interessantesten Studienobjekte und eine Lebenswürdigkeit, die sich niemand von ihnen entgehen läßt. Wenn der Leser aber das Vergnügen hat, hies pünktlich morgens oder abends die in Berlin erscheinenden Zeitungen, seien es politische, seien es Fachzeitschriften, zu erhalten, so verdankt er es dem rastlosen Eifer, mit dem im Post-Zeitungsamt jahraus, jahrein, Wochentags und Sonntags, Tag und Nacht gearbeitet wird.

18

Der schwarze Ritter.

von
S. v. Göhendorff-Gradowski.

Die Fürstin Myra Kollasoff verlebte alljährlich einige Wintermonate in Berlin. Das hatte verschiedene Gründe. Es gefiel ihr weder in Petersburg noch auf ihren Besitzungen in der Krain; sie liebte Rußland gar nicht — sie haßte es! Sie war eine geborene Berlinerin und von dem reichen russischen Fürsten, dem sie verschiedentlich auf Hofballen begegnet war, um ihrer wundervollen, seltenen Schönheit willen erwählt worden. Natürlich durfte sie nicht „nein“ sagen. Sie war ein blutarmes Mädchen, die Vorfängerin von acht Geschwistern, und konnte sich aus ihrer Armut um so weniger durch eigene Kraft herausarbeiten, als eine Grafenkrone über ihrem wunderschönen dunkeln Haupte schwebte.

Comtesse Myra Hildhausen herrschte zwei Saisons hindurch als Königin der Schönheit, fand übermäßig viele Verehrer und keinen ernstlichen Freier und verbandelte sich vor Beginn der dritten Saison in die Fürstin Myra Kollasoff, die über Millionen zu verfügen hatte. Das heißt, ihr Gatte hatte darüber zu verfügen. Er war kein sehr gemüthlicher Herr, der Fürst Dimitrij Kollasoff; er war launenhaft und tyrannisch. Myra mußte List und Kletterei, mußte zahllose, im Grunde unwürdige kleine Tricks anwenden, um ihn bei gutem Humor und offener Tasche zu erhalten. Nichtsdestoweniger war sie mit ihrem Los zufrieden.

„Du weißt, daß ich kein Herz habe, Mama, daß ich die Liebe nicht kenne, nicht an ihre Erzhitz glaube, — daß ich immer nur danach strebte, einen reichen Gatten zu angeln, viel Geld ausgeben und jede meiner Launen befriedigen zu können,“ sagte sie in vertraulichen Gesprächen zu ihrer Mutter, der alten Gräfin, die im Tiergartenviertel eine hübsche, standesgemäße Wohnung innehatte, deren Miete aus Väterchen Dimitrijs Tasche floß.

Die alte Gräfin war eine kleine, ängstliche Dame, die sich so ziemlich vor allem — und mehr als vor irgend einem andern Dinge der Welt vor ihrem Schwiegersohn, dem Fürsten Kollasoff, fürchtete. „Ich begreife nicht, wo Myra den Mut hergenommen hat, ihn zu heiraten!“ äußerte sie gelegentlich zu ihrer altvertrauten Kammerfrau, „und wie ich überhaupt zu einer solchen Tochter gekommen bin! Es ist wirklich, als sei Herzer dabei im Spiele gewesen. Vergleichen Sie nur selbst meine andern Kinder, insbesondere meine Jüngste, Comtesse Melitta, mit der Fürstin Kollasoff, liebe Schmiedek.“

Die „liebe Schmiedek“ dachte auch, daß die Fürstin eher ein Teufel als ein Weib sei; aber sie hielt schließlich den Mund.

Comtesse Melitta war das einzige der acht Kinder, das bei der Mutter geliebt, zur Pflege und Gesellschaft. Die andern hatte man, soweit es Mädchen waren, vortheilhaft unter die reichen Verwandten verteilt; jedes besaß sein niedliches Salon-talantchen, mittels dessen es die ihm erwiehene Gastfreundschaft gewissermaßen bezahlen konnte. Melitta allein war absolut talentlos und bei weitem nicht so geschmeidig wie ihre Schwestern, sondern eher ein bißchen herb. Vielleicht hatte sich die alte Gräfin gerade deshalb an sie am engsten angeschlossen. Auf Melitta konnte sie sich in jedem Sinne stützen, und im Verlehe mit ihr entwickelte das Mädchen eine liebevolle Zärtlichkeit, welche die alte Frau bei ihren übrigen Kindern vermisse.

Von den Geschwistern wurde die Jüngste als eine Art Achenbrödel angesehen und in keiner Hinsicht für voll genommen. Die Brüder allerdings wühlten ihre hausmütterlichen Leistungen zu schätzen, wenn sie aus ihren verschiednen Offizierschulen auf Urlaub kamen, und nannten sie herablassend „ein gutes Ding“. Das war aber auch alles. Ganz anders imponierte ihnen Myra, das „Glückskind“!

Die alte Gräfin allein konnte nicht daran glauben, daß Myra glücklich sei, und fragte diese während ihres winterlichen Aufenthaltes in der Tiergarten-villa immer wieder mit mütterlicher Besorgnis über die Einzelheiten ihres Lebens und über den Zustand ihres Gemüthes aus, erhielt aber allmal den gleichen Bescheid: „Ich bin mit meinem Lose zufrieden.“

Fürstin Myra sprach die Wahrheit; sie hatte kein Herz. Die alte Gräfin sagte es sich auch heute wieder, als sie mit ihrer schönen, erst vor wenigen Tagen aus Petersburg eingetroffenen Tochter am abendlichen Theatertische saß.

Myra hatte von ihren Erlebnissen, ihren Triumpfen gesprochen, hatte intime kleine Geschichten von Männern, die aus Leidenschaft für sie die tollsten Streiche ausgeführt hatten und zum Teil darüber zu Grunde gegangen waren, erzählt, während die furchtsamen Augen der alten Gräfin sich vor Entsetzen immer weiter öffneten.

Myra lachte dazu, schob hie und da ein Stückchen Backwerk zwischen die spitzen weißen Zähne und mackerte mit dem Theelöffel ein paar Takte aus „Madame Angot“ auf dem Taschentuche. „Es ist nicht anders, Mama! Daß der arme Marcel d'Anbray im Duell fallen mußte, ist nicht meine Schuld. Warum erzählte er Dimitrij durch seine allzu offenbare Anbetung meiner Person?“

„Weil du eine Kotte bist!“ sagte Melitta, die gerade durch das Zimmer ging. „Weil du mit deinen Mitmenschen wie mit Marionetten spielst. Sage ihr, daß das verwerflich ist, Mama! Und daß sie es eines Tages bitter bereuen wird!“

„Melitta hat recht,“ bestätigte die alte Dame, durch den Eifer ihrer Lieblings-Tochter angefeuert. „Der arme Marcel! Er war so hübsch in seiner weißen Uniform! Und aus seinen ersten braunen Augen sprach so viel Liebe für dich! . . . Ich glaube, er wird dir in deiner letzten Stunde erscheinen, Myra — neben andern möglicherweise, von denen ich nichts weiß — und dir das Sterben schwer machen.“

„Spart eure Moralpredigten!“ rief die Fürstin ärgerlich. „Ich bin Herrin meines Thuns und fürchte dessen Konsequenzen nicht. Ich fürchte nur zwei Dinge: das Alter und den Lebensüberdruß — und mit diesen beiden hat es noch gute Wege.“

Durch die den Nebenraum abhüllenden kupferfarbenen Vorhänge schob sich jetzt das pikante Epikurismusgeschicht der französischen Jose.

„Gnädigste Fürstin, der Coiffeur! Er sagt, er könne nicht länger warten.“

„Du hast den Menschen in der That lange warten lassen, Myra,“ bemerkte die alte Gräfin schüchtern. „Lächerlich, Mama! Ein Coiffeur ist kein Mensch! Und das Warten muß er gelernt haben: c'est son métier! Ich denke nicht daran, diesen Theatist zu verlassen, bevor ich meine zweite Tasse mit Belegen zu mir genommen.“

Im Nebenraum, dem Ankleideszimmer der Fürstin, herrschte ein malerisches Durcheinander. Die schimmernden Einzelheiten des Maskenfests, in dem die schöne Frau auf dem heutigen Gesellschaftsballe glänzen wollte, lagen über alle Möbel verstreut. Vor dem Toiletentisch brannten bereits die Wachskerzen in den hohen Kronleuchtern, und der Coiffeur stand in bescheidenen Haltung daneben. Seine gesenkten Blicke erhob sich erst, als in seiner Nähe das Klackeln eines Frauengewandes hörbar wurde. Melitta war in ihrer gewöhnlichen Art eingetreten.

„Es thut mir sehr leid, daß Sie so lange warten müssen; Sie hätten Platz nehmen sollen,“ sagte sie freundlich.

„Gnädigste Comtesse sind zu gütig. Ich hoffe, daß die Frau Fürstin bald über mich verfügen wird, da meine Zeit in fünfzehn Minuten abgelaufen ist.“

Was für ein angenehmes Organ der Mann hatte. Und wie gentil er aussah in seinem schwarzen Anzuge. Irene würde ihn als „Gilde Harold“ malen, sagte Melitta, an die begabteste unter ihren Schwestern und an deren Vorliebe für Byronische Gestalten denkend, zu sich selbst und betrachtete sekundenlang mit rein objektivem Interesse die hohe, elegante Gestalt, das blasse, ovale Antlitz mit dem gedankenvollen Zuge um Augen und Lippen.

Vielleicht war auch dieser Mann, wie so viele Stiefkinder des Schicksals, zu Höherem geboren und litt unter der Sklaventeile, die ihn niederhielt.

„Ihr Beruf ist nicht leicht,“ bemerkte sie zögernd. Ueber sein Antlitz ging der Schimmer eines Lächelns. „Er hat auch seine Lichtblicke,“ erwiderte er, und obgleich sein Ton sehr respektvoll blieb, so sagten doch seine sprechenden braunen Augen recht deutlich: du bist einer dieser Lichtblicke!

Melitta fühlte, wie sie erröthete; ihr Antlitz

nahm einen abweisenden Ausdruck an. Sie wollte sich zum Gehen und sagte kühl, ohne ihn noch einmal anzusehen: „Ich werde die Frau Fürstin davon unterrichten, daß Ihre Zeit beinahe um ist.“ Dann verschwanden die anmutige Gestalt, das feine, seelenvolle Gesicht, die so viel unerlaubte Bewunderung in des Mannes Augen entzündet, und gleich darauf rauschte die Fürstin Kollasoff ins Zimmer. Sie blickte nicht den Coiffeur, sondern sich selbst an, während sie, vor dem Spiegel sitzend, ihre Befehle gab. „Ich wünsche eine zur Kleopatra-Maske passende Frisur,“ sagte sie nachlässig. „Hat man Sie davon unterrichtet?“

„Ich bin durch den Herrn Hoffriseur genau instruiert, gnädigste Fürstin.“

Entsefelt sank die Fut des rabenschwarzen Haares über das schneeweiße Morgenkleid herab. Mit solchem Material läßt sich etwas anfangen. Bald ist die klassische Frisur, zu welcher er die bereitliegenden Goldstreifen kunstgerecht verwendet, auf dem schönen Kopfe arrangiert. Fürstin Myra ist eine vollendete Kleopatra, als sie eine Stunde später zum Abschiednehmen die Zimmer der alten Gräfin betritt. Ihr Anzug ist blendend schön und kostbar — er ist auch bis ins kleinste getreu nach Pariser Kostümbildern angefertigt.

Die alte Gräfin findet ihn zwar ein wenig herausfordernd, aber sie erfährt darauf von ihrer klugen Tochter, daß sie altmodisch sei und vom Geiste der Neuzeit keine Ahnung habe.

„Andre zeigen noch weit mehr von ihrem Körper als ich, ohne von der Natur in gleichem Maße bevorzugt zu sein,“ sagt Fürstin Myra, schon im Weggehen, verdrücklich. „Dimitrij äußerte es noch neulich.“

Das fashionable Maskenfest hat bereits seinen Höhepunkt erreicht, als Kleopatra das Gesellschaftshotel betritt. Sie ist in ihrer eignen, eleganten Toilette — man kennt dieselbe in ganz Berlin, da die Fürstin auf Wunsch ihres Gatten stets dreispännig fährt — dorthin gelangt und mit Auszeichnung empfangen worden. Eudigste man ihr schon, als sie noch die arme Comtesse Hildhausen war, so herrschte sie jetzt als reiche, unabhängige Frau noch unumschränkter in der Welt des Glanzes und der Schönheit.

Das Kleopatra-Kostüm der Fürstin — die trotz ihrer schwarzen Halbmaske sofort erkannt wird und auch erkannt werden will — erregt allgemeine Bewunderung, umso mehr, als es so ganz dem Charakter ihrer gefährlichen, berückenden Schönheit entspricht. Fürstin Myra muß zahllose Schmeicheltreden anhören, in denen viel Verleumdung und wenig Liebe zu finden ist. Sie vermag sich nur in der ersten halben Stunde daran; die Genodtheit jahrelanger gesellschaftlicher Triumphe hat ihre Empfindungs-fähigkeit abgekumpft, und sie sieht mit Entsetzen — noch ahnt es niemand! — den Dämon des Lebensüberdrußes heranschleichen. Noch nicht! Noch ist es nicht so weit! sagt sie zu sich selbst. Noch habe ich Freunde an meinen Diamanten, am Tanze, am — Spiel mit Herzen!

„Tanzen wir!“ sagt sie zu ihrem Kavaller, als soeben ein elektrifizierender Straußwalzer einsetzt. Und dann bemerkt sie, daß nicht mehr der Kammerherr v. Boethling in seinem malerischen Brigantenkostüm hinter ihrem Sessel steht, sondern ein anderer. Ein spanischer Ritter, hoch, schlank, völlig schwarz gekleidet, den Calatrava-Orden der Giffrichter auf der Brust tragend.

Im Augenblicke erkennt sie ihn nicht, doch muß er zu ihrem Bekanntschaftskreise gehören, denn er bietet ihr den Arm und führt sie zum Tanze. Und wie tanzt er! Fürstin Myra weiß gewiß, im Ballsaal ist er ihr noch nicht begegnet, sie würde sich sonst dieser unvergleichlich leichten und sicheren Führung, dieser eigenartigen Abhythuit in den Bewegungen erinnern.

Sie bedauert es, als der Walzer zu Ende geht, und fragt ihren Tänzer, als er sie auf ihren Platz zurückführt, ob er nicht ihr gegenüber sein Bildnis lüften will. Sie gebraucht dabei das farnesealltische Du.

„Nein, Kleopatra,“ jagt er. „Es verlohnte sich auch nicht für dich, denn ich bin kein Antonius.“ „Dann vielleicht ein Cäsar?“ fragt sie spottend, durch den Hohn in seiner Stimme gereizt.

„Auch das nicht. Ich bin nicht gekommen, um Fehde mit dir zu führen. Und du bestest nichts, das mir des Erbrens wert wäre.“

Seine Stimme ist kalt und mutet sie seltsam bekannt an. Dunkel bliken seine Augen durch das geschlossene Visier und erinnern sie an diejenigen des jungen Marcel, der für sie gestorben.

„Du willst mich neugierig machen,“ sagt sie, einen kleinen Schauer tapfer niederkämpfend, „aber das ist verlorene Liebesmüh!“

„Du solltest das Wort ‚Liebe‘ nicht aussprechen, Königin. Auf deinen allerdings wunderschönen Lippen verwandelt es sich in eine Schlange.“

„Was willst du damit sagen?“

„Dah du kein Herz besitzt, Kleopatra. Dah du oberflächlich und egoistisch, genußsüchtig und erbarmungslos, kurz alles, nur kein edles Weib bist.“

Die ägyptische Königin atmet heftig. „Und wer oder was bist du, daß du es wagst, die ohnehin weitestgehenden Grenzen der Maskenfreiheit in so unerhörter Weise zu überschreiten?“

„Ich sprach die Wahrheit,“ entgegnet er kalt. „Und ich darf sie aussprechen, denn ich gehöre nicht unter deine Vasallen. Ich bin ein freier Mann, der nach deiner Gunft nicht fragt und die Maskenfreiheit dazu benutz, dir den Beweis zu liefern, daß es Nüftungen giebt, an denen dein Zauber machtlos abprallt.“

Fürstin Myra meint vor Zorn zu ersticken. „Wäre mein Gatte hier, so würde er dir besser antworten, als ich es vermag!“ löst sie zwischen den Zähnen hervor. „Zum Glück fehlt es mir nicht an Freunden, die bereit sind, für mich einzutreten —“

„Und die du dann, zum Dank für ihre Ergebenheit, vor die Nordwaffe deines Gatten stellst, vollendet er kaltblütig. Denke an Marcel d'Avran!“

Sie zuckt zusammen. Ihr Herz beginnt ungestüm zu pochen. Im gleichen Moment hebt die Musik wieder an, und der schwarze Ritter tritt mit eleganter Wendung vor sie hin. „Darf ich bitten, Königin?“

„Nimmermehr! Keinen Schritt, kein Wort mehr mit Ihnen!“ will sie sagen, bringt es aber nur zur Hälfte über die Lippen, denn seine Augen — die Augen, die so sehr an Marcel erinnern und jetzt so gebieterisch blicken — zwingen sie dazu, sich zu erheben. Halb willenslos läßt sie sich wieder von ihm in die Reihlen der Tanzenden fähren. Ein herrlicher Galopp, in dem sie wie auf Schwingen dahingleiten, währenddessen jede andre Empfindung in einem unbefreiwilligen, herausdringenden Momente untergeht, drängt vorläufig ihren Zorn in den Hintergrund. Und als der Tanz beendet ist, da kann sie diesen Zorn nicht wiederfinden; da wohnt nur ein seltsames, nie gemautes Empfinden, eine weiche, sehnsuchtsvolle Traurigkeit in ihrer Brust — neben dem heißen Wunsche, ihn, der so viel gewagt, der sie so schwer beleidigt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Sie streift den Schweigend neben ihr Stehenden mit ihren Widen. „Höre mich, schwarzer Ritter,“ sagt sie, und ihre Stimme hat niemals vordem so mild zu einem Manne gesprochen, „du hast das Maskenrecht mißbraucht, aber ich will dir nicht zürnen, sondern beweisen, daß ich hochsinzig genug bin, die Wahrheit zu ertragen; laß uns Freunde werden!“

„Das kann nicht sein. Nur ein Gefühl für dich: das Mitleid.“

„Wahnwitziger!“ sagt sie mit zuckenden Lippen. „Weißt du denn nicht, daß ich alles besitze, was das Dasein schön und lebenswert macht? Dah ich auf seinen Höhen stehe?“

„Ich weiß es. Aber du wirst eines Tages herabsteigen müssen,“ erwidert er gleichmütig. „Nedermann muß es. Du wirst alt und reißlos werden, und dann wird dein Leben arm und leer sein.“

Fürstin Myra bebt vor Entrüstung. Noch niemand hatte darauf anzuspielen gewagt, daß ihre Jugend, ihre Schönheit nicht von ewiger Dauer.

„Welch man in dem Reiche, aus dem du kommst, immer jung und immer schön?“ fragt sie höhnend. „Keineswegs. Aber in meinem Reiche besitzt jedermann einen Talisman gegen den Lebensüberdruß.“

Da ist es! Da ist das Wort, das sie vor

allen andern haßt und fürchtet, das ihre geheime Qual ausmacht! Ungestüm bewegt Kleopatra ihren Fächer aus schillernden Fächerfedern. Sie muß ihre Erregung bewahren, denn ein Teil ihrer Verehrer hat sich wieder um sie versammelt. Man möchte von ihr Näheres über den Calatrava-Ritter erfahren. Sie vermuten ihn und her; der eine rät auf diese, der andre auf jene Persönlichkeit ihres Kreises; Myra weiß, daß keiner das Rechte getroffen. Sie beschließt, allein an die Lösung des Rätsels zu gehen. Ihr Kopf brennt, ihre Pulse fliegen. Was hat der Mann ihr alles gesagt! Wie schonungslos hat er jede ihrer Schwächen beim Namen genannt! Wie gut scheint er sie zu kennen und — wie kalt läßt ihn augenblicklich ihre Schönheit! Das letztere schmerzt sie fast am meisten.

Ihr Blick verfolgt den Geheimnisvollen — er mischt sich ins Gebränge. Seine stolze Haltung, der eigentümliche Geschnad seiner tief-schwarzen Rüstung fallen auf, wie und da nähern sich ihm, eine Anknüpfung verständig, elegante weibliche Masken, doch er läßt sich nur vorübergehend fesseln. Die Rolle des stillen Beobachters scheint ihm am meisten zuzulegen.

Fürstin Myra hat es einzurichten gewußt, wie zufällig wieder in seine Nähe zu gelangen. Seine Persönlichkeit übt einen geheimnisvollen Zauber auf sie aus. Eine der herrlichen feinen Handbewegungen, durch die ihr Fächer zum Repter zu werden scheint, und mittels deren sie ihren Anbetrachter nach Gefallen zu dirigieren weiß, ruft auch den schwarzen Ritter an ihre Seite zurück.

„Ich werde die Demaskierung nicht abwarten, sondern das Fest soeiglich verlassen,“ sagt sie. „Laß mich zuvor dein Antlitz sehen und sage mir, wer du bist.“

Er verneigt sich, ohne das Visier zu lüften. „Für dich bin ich niemand. Lebe wohl, Königin. Und wenn du in der That ‚wahr‘ leben willst, versuche menschenfreundlicher, milder, selbstloser zu werden. Das sind Eigenschaften, die den Lebensüberdruß verschneiden und dauerhafter als Jugend und Schönheit sind.“

Er ist gegangen. Fürstin Myra befindet sich wieder im Kreise ihrer Freunde, aber noch immer liegt eine seltsame Starre über ihren ganzen Wesen. Etwas, das sie nicht mit Namen zu nennen weiß, brennt und bohrt in ihrer Seele, auch dann noch, als sie den Ball bereits verlassen hat . . .

Den folgenden Tag bringt die Fürstin beinahe vollständig im Bett zu. Sie will ‚ausschlafen‘, doch wird ihr Schlummer durch feberhafte Träume gestört, in denen ihr der schwarze Ritter, sein Visier entfernt, Marcells blaßes Totenantlitz und dann wieder eine höhnlich grinsende Teufelsfrage zeigt.

„Mild und übermäßig läßt sie abends wieder vor ihrem Toiletentisch, um sich zu dem vom Aelzklub veranstalteten Nachtfeste frisieren zu lassen. „Heute wünsche ich das Haar leicht gekräuselt — und bringen Sie seitwärts eine oder zwei von diesen Granaten an.“ sagt sie zu dem Coiffeur, der bereits seines Amtes waltet. „Der gestrige Abend hat mich ein wenig angegriffen; ich werde Not auflegen müssen . . . was meinen Sie?“

Diese Frage ist an den Haarkünstler gerichtet; dabei sieht sie ihn eigentlich zum erstenmal an, flüchtig, interessellos.

„Wenn gnädige Fürstin meinen Rat hören wollen: ich ziehe die natürliche Wäffe dem künstlichen Not unter allen Umständen vor.“

Diese Stimme! Wo vernahm sie dieselbe schon einmal? Durch eine ungestüme Kopfbewegung zwingt sie ihn, in seiner Arbeit innezuhalten, und blickt nun mit gespannter Aufmerksamkeit in das blaße, stolze Gesicht mit den mandelförmigen, dunkelbraunen Augen, die eine so peinliche Ähnlichkeit mit demjenigen Marcells besitzen!

„Träume ich?“ flüstert sie und streicht sich mit den schlanken Fingern über die Stirn. „Sie sind . . . Sie sind . . . Neben Sie! Ich will wissen, wer Sie sind!“

Um seinen ausdrucksvollen Mund spielt ein ironisches Lächeln. „Wenn gnädige Fürstin es ganz genau wissen wollen: erster Gehilfe im Atelier des Hoffrisieurs Ferdinand Herzberg in der Dorotheenstraße. Das heißt: ich war es bis gestern. Heute arbeite ich nur noch einmal freiwillig in meinem Beruf, aus — Passion zur Sache.“

„Unverschämter! Sie haben es gewagt, sich gestern in einen für Ihresgleichen verschlossenen Gesellschaftskreis einzubringen, den Charakter zu spielen, eine Dame der höchsten Aristokratie zu beleidigen! Sie haben —“

„Gnädige Fürstin werden gut thun, etwas leiser zu sprechen,“ sagt wieder die stille, wohlklingende Stimme, „die Dienerschaft könnte sonst Unzusammenhängendes erlauschen und einen gefährlichen Roman über die Fürstin Kosjassow unter die Leute bringen.“

„Sie sind ein Wahnwitziger! Ein Teufel!“ Die Fürstin löst es zwischen den Zähnen hervor. „Wie gelangten Sie zu all jenen Einzelheiten über mein Leben, meinen Charakter? Ich befehle Ihnen, wahrheitsgemäß zu antworten!“

„Und ich komme dem Befehl Ihrer Majestät dem Königin Kleopatra mit dem größten Vergnügen nach. Alles, was ich weiß und unter der Maske anwandte, verriet mir Eurer Majestät eigener, reizender Mund. Ich mußte es wohl oder übel mit anhören, als ich gestern abend beinahe eine Stunde meiner kostbaren Zeit wartend in diesem Zimmer verbrachte.“

„Wissen Sie, daß Ihnen dieser schlechte Späß Ihre Stellung und mehr noch kosten — daß ich Sie verderben kann?“

„Nein,“ sagt er lächelnd, „ich weiß aber, daß die Geschichte von der Fürstin Kosjassow und dem schwarzen Ritter unter Umständen die pikanteste Anekdote dieser Winteraison werden kann. Gnädigste Fürstin thun also wirklich am besten, sich ruhig weiterfrisieren zu lassen, dann bleibt der Maskenscherz, der, wie wir wissen, auch seine ernste Seite hat, das Geheimnis der Königin Kleopatra und des schwarzen Ritters.“

Fürstin Myra findet, daß er recht hat. Seine ruhige Energie unterjocht ihren Willen. Lebend, beinahe ohnmächtig vor Zorn, hält sie unter seinen Händen still; rasch und geschäftig komponieren diese aus dem vollen, schwarzen Gelock und einigen brennendroten Blüten eine Frisur, die zweifellos auf dem Klubballe Ihresgleichen nicht finden und von Marcells Verehrern ein „Gedicht“ genannt werden wird. Als die letzte Nadel befestigt ist, schnell die Fürstin empor und steht ihm nun hochangenehm in ihrem weichen, schliefenden Morgengewande gegenüber. Ihre großen, schwarzen Augen flammen ihn drohend an. „Sie werden mit niemals wieder unter die Augen kommen! Verstanden? Wenn ich eines Coiffeurs bedarf —“

„Ich hatte bereits vorhin die Ehre, der Frau Fürstin mitzutheilen, daß ich seit gestern meine Stellung nicht mehr besteihe; also würden meine Hände dieses bewundernswürdige Haar ohnedies nicht mehr berührt haben. Dah wir einander aber democh an anderer Stelle wieder begegnen, vermag ich nicht zu verhüten.“

Sie nickt ihm mit einem Blicke tiefster Verachtung. „Meine Stellung verhält das genugam. Und nun können Sie gehen. Halt! Noch eines wünsche ich zu wissen: was hat Sie zur Ausföhrung Ihres mahlos dreisten Maskenscherzes veranlaßt?“

„Einige Worte aus Ihrem Munde, gnädigste Fürstin, welche Sie mich gleichfalls anzuhören zwangen, und die ich, hätte ein Mann sie ausgesprochen, noch anders beantwortet haben würde, gaben mir die Anregung dazu.“

„Wiederholen!“ herrscht sie ihn an.

Er verneigt sich, schon die Thür in der Hand haltend, tief und spöttlich:

„Lächerlich, Mama! Ein Friseur ist kein Mensch!“

„Guten Abend, Myra Iwanowna, mein Täubchen!“

„Heilige Jungfrau! Da hast du mich wieder einmal auf den Tod erschreckt, Dimitrij! Es ist dir doch bekannt, daß meine Nerven dergleichen Leber-raschungen ganz und gar nicht vertragen können!“

„Müssen es eben lernen, Duschinka! Und nun komm her und gib mir einen Kuß!“

Der Fürst pflegte mit Vorliebe in dieser Weise ganz unerwartet vor seiner Gemahlin aufzutreten, wenn sie ihn am fernsten wöhnte, seiner Grifenz am wenigsten gedachte, und ihr niemals ausbleibendes Grschreden verfehlte auch niemals, ihn herzlich zu belustigen.

Resigniert aufsteigend erhob sich Myra vom Dwan und legte ihren Roman — „Journal d'une Rupture“ von Maizeroy — beiseite.



Sarte Frage. Nach dem Gemälde von Fritz Martin.

Copyright 1880 by Franz Hanfstaengl, München.



Katani! Nach dem Gemälde von G. H. C. H.

Das Bild zeigt eine Szene aus dem Leben eines Jägers in Schweden.

„Warst du schon bei Mama? Hat man die eine Erfrischung gereicht?“

„Ich freiste im Klub, mit Pawel Jaruschkin und ein paar andern netten Kerlen. Deine Alte versuchte ich zu begrüßen, doch ließ sie mich nicht vor. Melitta, die ich flüchtig sprach, teilte mir mit, daß ihr diesen Abend zu dem Märzdorfischen Souper wolle.“

„Allerdings. Melitta geht selten aus, doch da die Baronin Märzdorf, deren Geburtstag man heute feiert, ihre Patin ist, so konnte sie nicht wohl abbleiben. Begleitest du uns?“

„Ohne Zweifel, mein Liebchen. Einmal im Jahr muß sich doch wohl statt eines beliebigen andern Kavaliere der Gatte an der Seite der vielumschwärmten Fürstin Koljassow sehen lassen. Was meinst du?“

Dabei umfahen seine Finger liebevoll Myras entblößten Arm, und sie stieß einen leisen Schmerzensschrei aus.

„Wie hart du mich ansiehst! Es wird einen roten Fleck geben!“

„Wachsuppe! So decke ihn mit einer deiner tausend Armpangen zu. . . Nun werde ich gehen und mich eine Stunde aufs Ohr legen. Laß mich ruhen, wenn ihr bereit seid.“

Das Palais Märzdorf umschloß an diesem Abend nur eine kleine, ausersüßte Gesellschaft.

„Deute verirren wir euch eine Veräbtheit, Myra,“ sagte der alte Baron Märzdorf zu der Fürstin, die er, wie alle Hildhausens, dazute.

„Du machst mich neugierig, Onkelchen! Wer ist es?“

„Kein Geringerer als Herbert Wilnan, der Verfasser der ‚Weltkinder‘, der gegenwärtig alle Federn und Jungen in Bewegung setz.“

„Wir kennen den Roman, Onkel. Melitta ist ganz begeistert davon, und auch mich hat er bis zu Ende gefesselt, obgleich der Verfasser mit uns armen ‚Weltkindern‘ nicht gerade glimpflich umgeht. Wenn er übrigens zur Familie der reichen fürnländischen Freiherren v. Wilnan-Schönungen gehört, so geht seine Kunst nicht nach Brot.“

„Thut sie auch nicht — und ebensowenig nach dem Vorbild. Wilnan hat den Mut zur Wahrheit; er will reden, will gehört werden und mit seinem Worte nützen.“

„Also ein moderner Apofstel,“ spöttelte die Fürstin. „Da darf ich ihn mir wohl dementsprechend in seinem Neukern vorstellen.“

Der alte Graf lachte beaufregt auf. „Darüber sollst du gleich selbst urteilen, kleine Wallstöße, ich hole dir meinen Apofstel.“

Im nächsten Augenblick öffnete die Fürstin Koljassow ihre schwarzen Augen, wie wenn sie ein Gespenst sähe. Ihr Atem stockte, der Fächer wollte ihrer Hand entgleiten, und sie fand, zum erstenmal im Leben, das liebliche Konventionzlächeln nicht, mit dem sie sonst ihre Opfer schon bei der ersten Vorstellung zu umgarnen pflegte.

„Freiherr Herbert v. Wilnan, liebe Myra.“ Und dann schritt der Hausherr eilig einigen Neugelanten entgegen. Sie standen einander wieder gegenüber: die Königin Kleopatra und der schwarze Ritter.

Ja, es unterlag keinem Zweifel: er war es! Er war es, der in tadelloser Haltung und mit einer tadellos ehrerbietigen Miene, in welcher niemand außer ihr selbst einen ganz schwachen Anflug von Hohn zu entdecken vermocht hätte, vor ihr stand und nun mit weltmännischer Gemandtheit eines jener kleinen Augenblicksgepräche begann, wie sie im Salon zwischen zwei einander unbekanntem Menschen aus der flüchtigen Minute hervorzuheben pflegen.

Myra mußte antworten, um bei ihrer Umgebung kein Aufsehen zu erregen; sie durfte ihre Entrüstung nicht laut werden lassen, da mit der Hochstellung des dreisten Eindringlings ihre eigene verbunden gewesen wäre. So hieß es: sich bezwingen und die rechte Stunde abwarten. Aber Dimitrij konnte vorbereiten, konnte sogar auf ihn gehen werden.

Sobald es unauffällig anging, zog sie ihren Gatten beiseite. „Du mußt wieder einmal für meine Ehre eintreten, Dimitrij. Unter den Gästen dieses Hauses befindet sich ein Mann, der mich tödlich beleidigte!“

Der Fürst antwortete nicht, allein die quer über seine niedrige Stirn laufende Ader trat bläulich hervor — ein böses Zeichen. Myra wußte, daß er nun sein Ziel mit Hartnäckigkeit verfolgen würde, und daß der hochmütige, katzenblickende Mann dort drüben so gut wie verloren war, welche Waffe man zum Zweikampf auch wählen mochte.

„Zeige ihn mir,“ sagte Koljassow endlich.

„Du darfst nur geradeaus schauen.“

Es war, als ob Wilnan den Blick des Fürsten fühlte; er wandte ihm sein ruhiges, dunkles Auge zu; die Männer fixierten einander sekundenlang, und Myra gewahrte danach mit Staunen, daß hinüber und herüber ein verbündlicher Gruß gewechselt wurde. „Das ist ja einer der fauften Burichen, mit denen Pawel Jaruschkin mich im Klub bekannt machte!“ sagte der Fürst mit völlig aufgelookter Miene. „Sei keine Gans, Myra! Der kann dich unmöglich beleidigt haben. Er ist ein Prachtkerl, wahrhaftig! Ich glaube auch, daß ich ihn eingeladen habe, mich zu besuchen.“

„Wenn du alles gehört haben wirst, Dimitrij!“ — „Hat er dir in einer unerlaubten Weise den Hof gemacht?“

„Nein — aber . . .“

„Schon gut. Dann hat die Sache Zeit, bis wir zu Hause sind. Und nun stehe sofort ein fröhliches Gesicht auf, Myra Zwanowna, sonst — der Teufel soll mich holen, wenn ich es dir nicht anstreich! Ich will nicht, daß die Leute meinen, es habe sich ein eckeliger Zwist zwischen uns abgepielt.“

Wohl oder übel mußte die Fürstin ihre gesellschaftliche Maske wieder vornehmen. Der Abend erschien ihr endlos lang. Die heitere Ungezogenheit, mit der sich Wilnan unter den Anwesenden bewegte, der offenbare Beifall, den seine Persönlichkeit bei jedermann und nicht zum wenigsten bei dem Fürsten Koljassow fand, steigerten ihre Verstimmung fast bis zum Unerträglichkeit. Beim Diner war Wilnan der Nachbar ihrer Schwester.

Melitta, die in ihrer meerfarbigen Seidenrobe sehr zart und anmutig ausah, unterhielt sich augenscheinlich gut mit ihm. Nun, morgen sollten sowohl sie als Bärchen Dimitrij die ganze Wahrheit erfahren! Myra wollte die Geschichte vom schwarzen Ritter preisgeben, auf die Gefahr hin, dadurch ihres Gatten unbarmherzigen Spott herauszufordern. Fürst Koljassow war ein stolzer Mann; er würde die seiner Gemahlin widerfahrne Schmach als seine eigene ansehen, und damit war das Schicksal des Verhafteten entschieden.

Das „Morgen“ bot indessen zunächst keine Gelegenheit zu den geplanten Enthüllungen. Der Fürst war fast den ganzen Tag abwesend; abends kehrte er aus dem russischen Klub in sehr animierter Stimmung heim und brachte dieselbe Myra gegenüber, wie das so seine Art war, durch einige plumpe Liebsfloskeln zum Ausbruch. Myra lag auf dem Sofa und langweilte sich.

„Meiße mir nicht die Ohren ab, Dimitrij,“ sagte sie, die großen, zudringlichen Hände verdrücklich abwehrend. „Es war sehr unhöflich von dir, den ganzen Nachmittag auszubleiben, da wir doch besprochen hatten, miteinander einige Besuche zu machen.“

„Variari! Zur Winterruberei paßt ein Tag so gut als der andre,“ erwiderte der Fürst gleichmütig. „Ich hätte mir doch nicht etwa deshalb die Pünktlichkeit anhangen sollen, den Klub zu verlassen, wo es gerade so höflich amüßig war? Wilnan gab ein überbes kleines Frühstück, zu dem er mich sehr liebenswürdig einlud. Er verläßt noch diesen Abend Berlin, um sich auf seine Güter zu begeben. Ich aber, wie er sagt, bald wieder hierher zurück. Wirklich ein schneidiger, hochinteressanter Mensch, dieser Wilnan! Stelle dir vor, in welcher originellen Weise er sich über die innere Lebensdetails der Berliner Aristokratie, die sein nächster Roman beleuchten soll, zu unterrichten wußte; er trat für einige Monate bei dem Hoffreier Herzberg als Gehilfe in Dienst und entwickelte so viel Fleiß und Anstelligkeit in der Ausübung der edlen Haarpflegkunst, daß sein Prinzipal ihn, umsonst, als auch seine Erscheinung eine durchaus salonsfähige, den Verkehr mit seiner vornehmsten Kundschast amerrante. Wilnan fand auf diese Art überall freie Bahn, sah seine Studienobjekte ungehindert, moralisch und physisch im Regligé und that tiefe Einblicke, die er sich zu nütze

machen wird — natürlich in der taktvollsten, bestkatesten Art, so daß sich kein Vorwurf gegen das Buch und die Person des Autors erheben kann. Ist das nicht ein verzeufelt guter Spaß, Myra Zwanowna, mein Seelchen?“

Die Fürstin antwortete nicht. Alles um sie her drehte sich vor ihren Augen im Kreise. Sie bedurfte einiger Minuten, das soeben Vernommene ganz zu fassen und ihre Erregung so weit zu bemeistern, um sprechen zu können.

„Ich weiß wirklich nicht, ob man dieser romantischen Fabel Glauben schenken darf,“ sagte sie endlich. „Ist dir nie der Gedanke gekommen, dieser Mann, den du so sehr bewunderst, könnte ein Abenteuerer, ein Betrüger sein, der sich den guten, alten Namen jener fürnländischen Adelsfamilie aus irgendwelchen unlauteeren Gründen unrechtmäßig beigelegt? Dergleichen ist ja schon wiederholt dagewesen.“

„Warum nicht gar! Dieser Wilnan ist so echt wie ich selbst. Viele im Klub kennen ihn genau. Uebrigens wünsche ich, daß du das Vernommene vorläufig für dich behältst; der Baron macht nicht gerade ein Geheimnis daraus, doch möchte er aus leicht begreiflichen Gründen die Sache nicht auf allen Gassen ausgeläutet haben.“

Die Fürstin blieb, nachdem ihr Gatte sie verlassen hatte, in einem schwer zu beschreibenden Gemütszustande zurück. Der kleine Roman, in dessen Mittelpunkt die geheimnisvolle Gestalt des schwarzen Ritters stand, erschien ihr jetzt in einem völlig neuen Lichte; je mehr sie über seine Einzelheiten nachdachte, um so glaubhafter ward ihr das anfangs Angezeuete. Wie hatte es sein können, daß sie nicht sofort unter der Maske des Freizeurs den Mann von Stand erkannte — mindestens dann, als er ihr, während der letzten Unterredung, so sicher und mit so viel Kühnheit entgegentrat!

Wie sich wohl Melitta zu der Neuigkeit stellen würde? Myra läuete und befahl ihrer Jofe, die Comtesse herbeizurufen. Melitta kam und hörte das Fabelhafte mit der ihr eigenen Gelassenheit an.

„Ich erkannte den ‚Freizeur‘, den du damals in deinem Ankleidesimmer so lange warten ließeß, gestern abend sogleich wieder, als mir Baron Wilnan vorgestellt wurde,“ sagte sie. „Das Unerklärliche verwirrte mich momentan, aber dann beschloß ich, in Wilnan für diesen Abend nur den Verfasser der ‚Weltkinder‘, nach dessen Bekanntschaft ich ja schon längst verlangt, zu sehen und die natürliche Lösung des Rätsels mit Ruhe abzuwarten. Was dich anbetrifft, liebe Myra, so konntest du den Baron schon nicht auffallender ignorieren, als es geschah. Natürlich empfand er das auch und blickte bisweilen mit einem mir unverständlichen Gesichtsausdruck zu dir hinüber.“

„Davon weiß ich nichts,“ sagte die Fürstin. „Aber wenn du meinst, daß sich der Baron durch mein Benehmen verletzt gefühlt hat, so will ich es bei nächster Gelegenheit wieder gut machen. Uebrigens haben auch wir ihm etwas zu vergehen.“

„Ohne Zweifel,“ erwiderte Melitta lächelnd. „Wir und viele andre. Wilnan wird es ruhig hinnehmen müssen, wenn man ihn dafür gebührend ausschüttet. Aber seinen Zweck hat er erreicht.“

Von jenem Tage an beschäftigten sich die Gedanken der Fürstin Koljassow fast unablässig, wenn schon in einer ganz neuen Weise, mit dem schwarzen Ritter, der nicht länger ein Gegenstand der Geringschätzung für sie war. Er hatte ihr einige ernste Lektionen erteilt; er war der einzige Mann, den ihre Schönheit nicht zu beeinflussen vermochte, aber auch der einzige — das fühlte sie jetzt oder glaubte es wenigstens zu fühlen —, dessen Reizung ihr wirklich erstrebenswert erschien. Sie wollte sich diese Reizung erkämpfen! Der Sieg mußte ihr gehören, wenn sie sich Mühe gab. Sich Mühe geben, um einem Mann zu gefallen, — das war neu, aber es war auch anregend und pitant und versprach den schönsten Lohn. Welcher Triumph würde es sein, den Stolz zu bezwingen, in Liebe weich werden zu sehen!

Eines Nachmittags — es wurde schon Frühling in Berlin, und Myra Zwanowna erhielt von ihren Verehrern die ersten Besuche — brachte ihr der Fürst die Nachricht von Wilnans Rückkehr.

„Ich habe ihn bereits begrüßt, und er hat mich in dieser ersten Minute erlucht, ich müge ihn bei

deiner Mutter einführen," sagte er, seine Gemahlin mit halbgeschlossenen Augen anblickend.

"Thue es, wenn es dir gefällt," antwortete sie in gleichgültiger Tone, "sprich aber zuvor mit Mama." "Sie wird nichts dagegen haben, wenn sie hört, wie viel ihm daran liegt," meinte der Fürst. "Ich denke, wir können Wilnau dann gleich nächster Tage zum Diner bei uns sehen."

Noch niemals hatte es Myra mit ihrer Toilette so ernst genommen wie bei dieser Gelegenheit. Sie wollte sich an Schönheit selbst übertreffen. Eine Robe von schwerem schwarzen Atlas, am Halsauschnitt und am Rande der weiten offenen Ärmel durch einen schmalen Saum von weißem Schwanenpelz gehoben, entsprach ihrem Zwecke am meisten. Es gab aber noch ein Halsgeschmeide, eine dreifache Schnur von seltenen schwarzen Perlen, "Teufelsthänen" genannt, das unbedingt dazu gehörte und für jetzt noch im Laden des Hofjuweliers lag. Dimitrij mußte es kaufen, und Myra mußte, um das zu erreichen, eine ihrer kleinen Bäckleinleitsommodien aufführen, so widerwärtig ihr das auch war.

Der Fürst zeigte sich willig. "Du sollst die Teufelsthänen haben und dich mit ihnen für meinen Freund Wilnau schmücken," sagte er. "Sende sogleich danach. Hier ist ein Check, der hinreichend wird."

"Ich will mich nur für mich allein schmücken, Dimitrij."

"Schon recht. Gins ist so gut wie das andre," sagte er, seiner schönen Gemahlin einen kleinen, lieblichen Bäckleinleitsommodien, der etwas zarter hätte ausfallen können.

Die Fürstin Kosjassow mußte sich selbst geischen, daß sie niemals bedeutenderer angesehen hatte als an dem Tage, der ihr den Ersehnten bringen sollte. "Er wird mir vergeben; er wird nicht umhin können, mich zu lieben!" sagte sie sich und lächelte strahlend ihr reizendes Spiegelbild an. "Und vielleicht ist er sich dessen schon bewußt, denn was sollte ihn sonst dazu veranlassen, Mamas Birtel aufzusuchen? Er wird kommen! Er wird entdecken, daß Kleopatra jetzt eine Seele hat, und ihre Augen werden ihm sagen: du hast mir diese Seele gegeben — sie ist dein!" Ihre Hände streckten sich nach der auf weißen Sammet gebetteten Perlenkette aus; sie war im Begriff, das seltene Geschmeide anzulegen, da trat gleichfalls schon für das Diner angekündigt, der Fürst bei ihr ein.

"Ich komme eigens, um deinen schönen Hals mit den Teufelsthänen zu schmücken," sagte er, die Jungfer durch einen Wink entfernend.

Erstaunt blickte Myra auf. Das war gar nicht seine Art! Was mochte ihm in diese gehobene Stimmung verkehrt haben? Immerhin war es gut, ihn bei Humor zu erhalten. So neigte sie annützig den Nacken. "Ich danke dir. Und nun sage einmal, Väterchen Dimitrijewitsch, gefalle ich dir?"

"Ich bin hingekommen!" entgegnete der Fürst. "Und Baron Wilnau, unser geschätzter Gast, wird zweifellos mein Empfinden teilen und beinahe ebenso stolz auf seine wunderschöne Schwägerin als auf seine Braut sein."

"Schwägerin? Braut?" Sie brachte diese beiden Worte nur stotternd über die erblaffenden Lippen.

"Ganz recht, meine Liebe. Baron Wilnau steht im Begriff, sich um die Hand deiner Schwester Melitta zu bewerben. Das ist auch der Zweck seiner Einführung bei deiner Mutter. Ich nahm an, du habest das mit der den Weibern eignen Schlaubeit bereits geahnt, und deine verführerische Toilette sei eine zarte Huldigung für den neuen Schwager."

"Darin irrst du! Ich... ich bin aufs Äußerste überrascht!"

"Offenlich freudig!" sagte er nachdrücklich und seine Hand legte sich wie ein eiserner Ring um ihr Armgelenk. "Solltest du die Sache mit andern Augen ansehen als dein Gatte, so könnte die Harmonie dieses Verlobungstages empfindlich gestört werden. Hast du mich verstanden, Myra Iwanowna, mein Goldherzchen?"

Die Fürstin zitterte. Ihre Bähne schlugen wie im Fieber aneinander. Er bot ihr den Arm, und sie ließ sich in die Empfangsräume fahren.

Sie sah wunderbar schön aus, aber wie eine wandelnde Statue, mit dem klassisch modellierten, marmorweißen Halse, auf dem die tief-schwarzen

"Teufelsthänen", das Symbol ihres einzigen, echten Gefühls und ihrer einzigen Liebeslinge, ruhten mit dem gleichsam vertieften, marmorweißen Antlitz, in welchem nichts lebte als die großen, flammenden, nachtschwarzen Augen.

Die rauhe Hand.

Von J. Trojan.

Rauhe Hand soll keiner schelten, Denn mit Müß' gewinnt sie Brot. Dreifach fängt sie an zu gelten, Wenn die Stunde naht der Not.

Rauhe Hand magst du vertrauen Ohne Furcht ein kostbar Pfand. Sicher liegt in einer rauhen Eine weiche, glatte Hand.

Rauhe Hand versteht zu hüten, Wo verlangt mit treue Hut. Wär's auch nur ein Strauß von Blüten, Was sie hält, das hält sie gut.

Rauhe Hand ist gut, zu führen Scharfe Wehr für Herz und Mund — Und wie gart weich zu berühren, Sanft zu streicheln rauhe Hand.

Neuestes vom Büchermarkt.

Es vor kurzem habe ich in einem fremdbildigen Wahne gelebt. Ich habe mir nämlich eingebildet, daß ich „deutsch“ verstände. Inzwischen bin ich durch die „sozialen Romane“ von Leonor Goldschmidt, bestellt: „Im Morgengrauen“ (Berlin, August Deubner), eines Vessers belehrt worden. Als ich die Eingangszählung: „Troll“ zum erstenmal las, verstand ich kein Wort. Beim zweitenmal wurde mir wenigstens klar, daß ich sowohl zu meiner Bildung wie zu meiner Unterhaltung gut thäte, sie noch öfter zu lesen. „Troll“ ist eine Handglobe für Schriftsteller, denen ihre arme deutsche Muttersprache nicht mehr genügt. Die Geschichte wimmelt nicht nur von ganz neuen Worten und Wendungen, sondern lehrt auch eine Klangmalerei, die wie schwere Musik wirkt — die meisten verleben nichts davon. Für die wenigen aber, die Geist und Originalität zu schätzen wissen, gebe ich nachfolgende Proben heraus:

Zuerst Seite 4: „Die Naubküten knallten, gelblich waren die Trompeten vorbeigeschleiert, die grünen Mäien wapperten und hüßelten vorüber, und hinter dem Kaskeln der letzten Klirrfreien war die Menge wieder zusammengewagt. Das Jungens sprang und wipptete schon rundum mit, der Hauke Bernunft aber, Armut und Leidenschaft, die schon zu Jahren gekommen, er hatte sich doch erst befinden müssen, eh' er — nun, eh' er auch nachdruckte.“

Dann Seite 6: „A, du Teufelsrind! Soj hatte sich ihm geschick endrückt, noch ehe er ihm mit seiner Anschentage die dicken Lederschnallen im Nacken umspannt hatte!“

Seite 11: „Der glückselige Troll hüßelte.“ Und endlich Seite 18 und 19: „Dann war vor den voll in die Mäuler der tief sich zu beugenden Strubbeln fahrenden Zinnstößel der Schwade Glanzschein auf den stumpfen Rändern verschwunden. Von den leicht ausgebauchten Kumbwänden der Töpfe wurden auch die letzten Verschuren gehohlt und geehrt. Und jetzt waren die dicken Köpfe in den lauberen Töpfen rassend ertrunken!“

Das ist ebenso schön wie neu, und doch habe ich nicht einmal die kostbaren Perlen aus der Merestieße der Goldschmidt'schen Poesie herausgehört. Obgleich mir ihr Glanz sehr verlockend schien, scheute ich mich doch vor ihnen, denn Herr Leonor Goldschmidt hat es bis jetzt noch unterlassen, seinen Werken ein Wörterbuch mitzugeben. Bis er sich dazu versteht, habe ich mir geliebt, keine Zeile mehr von ihm zu lesen. Das fruchtlose Streben über zu hohen Dingen macht bekanntlich nur Kopfschmerzen.

Ein eigenartiges Buch, wenigleich in ganz andern Sinne, ist auch „Die Generalstochter“ von J. N. Botayenko (Prestlan, S. Schottländer). Mir scheint's trotz aller Verzüge an Geist, Charakteristik und Stimmung doch fast zu grau, trübe und hoffnungslos — ein Novembertag ohne jeden auch noch so häufig vergoldenden Sonnenstrahl! Zwei Frauen erleben darin fast das gleiche Schicksal, die tote Clara und die lebende Marie, die das Tagebuch der andern zufällig in die Hand bekommt, ihr Gewissen erweichen fähig und nun der von allen unversehens, geliebten und verehrten Doreleprecht nachstreben will. Doch ihre Gemüther, so heiß es ist, scheitert an Mariens Unfähigkeit zur Nachahmung, zur Liebe überhaupt. Als sie diesen unheilbaren Mangel ihres Wesens erkennt, giebt sie sich

den Tod. Das ist sehr moralisch, aber es ist nicht sehr wahr! Einem absoluten Manke in seinem Innern steht jeder Mensch als Jodist gegenüber — er weiß einfach nicht, was ihm fehlt. Und selbst der kleinste Junke der Liebe läßt sich nicht nur einfassen, sondern glückt von selbst an. Clara hat gegen ihre Schwester geliebt, und ihre Zinnesänderung ist das Ergebnis einer Reue, die nichts gutmachen kann, sondern den furchtbar verdärferten Blick nur auf das Jwed- und Hallsche der ganzen Lebensführung lenkt. Ihr Selbstmord ist keine natürliche Schlussfolge. Wo eine Thatfache, ein Mißerfolg töten müßte, thut es eine Idee, eine von außen herangezogene Erkenntnis. Trotzdem behält das Buch einen unbestreitbaren Wert, der in seinen tiefen Genste und in seiner ungeschminkten Schilderung der russischen Gesellschaftsverhältnisse begründet ist. In diesem Lichte muß man auch die Mutter beurteilen, die bei aller Vorzüglichkeit der Charakterisierung einen etwas reichlich ordinären Eindruck macht, und zu der die treue alte Dienerin der toten Clara und der lebenden Marie einen verführenden Gegenlag bildet.

Bei der Lektüre von „Unniger Reichtum“ von George Ohnet (Berlin, Richard Taubert) habe ich mich wieder einmal voll Verwunderung gefragt, wie es möglich ist, daß ein so minderverwertiges Madwerk auch bei uns in Deutschland eine zweite Auflage erleben kann! Es ist ein sehr trauriges Zeichen für die Menge der Leser dieses und jenes der Vögel, daß es sich von einem Autor, bloß weil er mit Recht oder Unrecht einen Namen besitzt, ein Werk von dieser Güte auch noch in der Wiederholung vorlegen läßt. Die Komposition von „Unniger Reichtum“ mag passieren, aber geschrieben ist der Roman ebenso schlecht wie langweilig. Seine Personen entbehren ebensowie aller Plastik wie aller Natur. Die reiche Madame Wöler mit ihrer Pflegenmutterlebe zu dem Grafen Valentin Contrus ist geradezu eine alberne Person. Und dieser Schurke und Lebemann ist genau so unecht und uninteressant wie jene tugendhafte Gattin, wie die Goldfingrin selbst, wie Herr Elphas Clement nicht Sohn und nicht ganz tauffreier Schwägerstochter, samt allen übrigen, mit größerer oder geringerer Berechtigung in den Gang der Ereignisse eingreifenden Personen. Die angekauften Gesellschaft ist das Müll der Romane, aber sie wird geschickt: ja, behutsam, unangefällig, mit künstlichen Dekorationsgeschmücken am Rande jedes Abgrundes, in den seiner hineinblickt. Die Schilderungen eines maßlosen Reichtums spielen die Nüchternheit des gemeinen Volkes, und mit fröhlicher Würigung nicht er die langweilige Tugend triumphieren und das eben so langweilige, abgebläute Lafter untergehen.

Der Name Clara Viebig steht noch nicht lange im Litteraturkalender. Trotzdem hat er bereits seinen Klang und alle Anwartschaft, in Kürze zu einer „Nummer“ unter den schreibenden Leuten zu werden. Clara Viebig hat sich im Drama und in der Novelle versucht, und fast überall ist der Erfolg ihr zur Seite gewesen. Ihre Roman „Aheinalandsstücker“ (Berlin, F. Fontane), der heute, gestern, morgen sich in der Wirklichkeit abspielen könnte, ist eine Sammlung von ausgezeichneten Photographien, mit einem vortrefflichen Apparat aufgenommen und von Künstlerhand retouchiert. Nedda Dollmer, die Helbin, ist allerdings weniger Individualität als Ippus, der Ippus der modernen Frau, die — klug, gut, warmherzig, ehrlich — ihrer Ehre bei jeder Lebensänderung ein mehr oder minder beuliches Gefühl der eignen Verschuldetheit, Voreingenommenheit und heiligen Armut andrängt. Das sie sich eine Art wandelnden Vorwurfs nicht liebt, ist natürlich, denn Helbin Nedda ist außer allem andern auch noch wüßig und läun. Die Gesellschaft fühlt also keine Verpflichtung, ihr Steine aus dem Wege zu räumen, sondern sieht schadenlos oder gleichgültig zu, wie das Mädchen sich an jeden stößt, über den die andern hinweghüpfen. Nedda wird nur von zwei Menschen verstanden: von ihrem Vater, einem fränkischen, etwas unterdrückten Regierungsrat, und dem Hauptmann Kplander, jener andern, besseren Hälfte, die von der Natur vielleicht für sie geschaffen, von Schicksal aber an ihr vorbeigeführt wurde. Er muß sich nun an seiner Fremdeselle genügen lassen und läßt sich auch genügen. Doch auch für Nedda steht der Konflikt hier nicht ein. Halb aus Mitleid scheint sie ihr Herz einem jungen Offizier, der den Mafel eines von seinem Vater beherrschten Namens mit sich herumtragen muß, und dessen Mutter dieser selbe Mafel um den Verlust und ins Irrenhaus gebracht hat. Kamer läßt sich die Liebe gefallen, die Nedda in großmütiger Verachtung über ihn ausgießt, aber der Egoismus eines furchtbaren und berechtigten Mommers erlückt das aufleimende Gefühl in seinem Herzen wieder. Das Mädchen, das nicht nach der Schablone fühlt, denkt und handelt, löst mit der Zeit den Mann ab, der so gern genau nach der Schablone in Glück und Ehre leben möchte, und eines Tages, gerade als alle ihre Erwartungen aufs höchste gespannt sind, trifft es Nedda wie ein Schlag auf den Kopf: Kamer bricht mit ihr. Das Mädchen aber schreit auf der Straße des Leidens und der Väterung mutig weiter, an Untiefen vorbei, die sie einen Moment losen, und in die sie sich doch nicht hinhängt. Der frische Wind der Eitel und der Verkehr ihres Lebens, des Bürgermeisters,

sind die guten Geister, die sie schüpfen, und am Ende thut sich ihr die Aussicht auf ein volles, ganzes Menschenglück auf; Romer hat sein Leid überwunden, Nelsons Wert in den Jahren der Trennung erkannt, und nachdem er den benennenden bunten Rock ausgezogen hat, bietet er ihr die Hand, die das freie Weib, das keine Fesseln mehr trägt, auch ergreifen wird, wenn er gezeigt hat, daß er ihrer würdig ist. Neben den Hauptgehaltungen sind die Nebenpersonen mit vieler Liebe und großem Feinsinn gezeichnet. Mit etwas zu viel Liebe vielleicht sogar! Denn sowohl sie auch zur Charakteristik und zum Verständnis der Situation beitragen, so lenkt eine gewisse Unzufriedenheit das Auge doch manchmal allzu sehr ab, und es entziehen Längen, wo straffes Zusammenhalten am Platze wäre.

Ferdinand von Saar ist dem gebildeten Leser ein guter Bekannter. Weltreich, vornehm, rein und weisheitsreich, treffen seine feinen, klaren Zeichnungen wohl nicht den Geschmack eines sogenannten großen Publikums, das nach großer Spannung und pikanten Details verlangt, aber seine „Novellen aus Österreich“ (Heidelberg, Georg Weid) werden den alten Verehrern sicher neue Buzugewinnen. Wertvoll sind sie ohne Ausnahme, doch erheben wir die erste und die letzte von besonderem Reiz. Ueber „Amosens“, der Geschichte des Reichlers, der einst sein eignes jugendliches Herz überwand und nun ein freundlicher, kluger Berater der angebotenen, überauswundersamen Jugend geworden ist, liegt ein schönes, mildes Herzlicht und eine tiefe, wohlthunende Fernsinnigkeit, die in dem, der sie liest, wie in dem andern, der sie hört, gute, stille Früchte zeitigen muß. „Lambi“ ist ein Hund, der Hund eines Mannes, den auf Erden nur zwei Weisen geliebt haben: seine Mutter und Lambi. Dieser einzige Freund wird ihm auf einem Spaziergange von einem Fortgeschrittenen erschossen. Der Herr ist trotz- und laßungslos; der Verlust des kleinen Tieres, das in der Kaullei zu seinen Füßen lag, das in Feld und Wald vor ihm her sprang, düßte ihm unüberwindlich. Und er ist es auch. Als letzter Tropfen in einen vollen Becher der Entbehrung und der Enttäuschung bringt er diesen zum Ueberlaufen. An einem Frühlingmorgen voller Sonnenschein und früher Vogelstimmen finden Freunde, die nach dem Unglücklichen suchten, seinen Hut in der Nähe des kleinen Grabes unter der Föhre.

Sein Leichnam wird später bei der Schleife eines nahen Hammerwerkes aufgehoben. Diese Lösung wird manchem selbst in Saars seiner Motivierung „überspannt“ erscheinen, es sei denn, daß er selbst zu jenen „Vernarrten“ gehörte, die sicher niemals-faltliche Menschen sind, und die von der Fremdbestrebene eines Hundes mehr halten als von der mancher sprachbegabten Geschöpfe.

Zu den in Deutschland wenig bekannten Hauptautors gehört „Anker Herz“, dessen Uebersetzung jüngst bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Ein Buch für literarisch Anspruchsvolle, die den großen Franzosen in seiner ganzen Schärfe, Kraft, Feinheit und Poetik genießen wollen. Noch niemals ist das eigentliche Weib der Weltbühne, der echten mondaine, lubtriler, verächtlicher, abföredender geschildert worden. Aus Zaros, Güteit, Geist und Geschmack zusammengesezt, entbehrt sie nichts vom Ideal des Weibes als nur ein wenig Herz, als die Fähigkeit, wirklich zu lieben, sich zu opfern, über einen andern sich selbst zu vergessen. Und der Mann, der in ihre Netze geraten ist, der auch von ihr geliebt wird — auf ihre Weile — er leidet, er kämpft, er zürnt, er schießt und leht doch, von einem Blick ihrer Augen, einem Wink ihrer Hand bezwungen, zurück, unrettbar, auf immer dem Schicksal verfallen, das ihn vor diesem Weibe ohne Gnade auf die Kniee zwingt.

Die polnische Litteratur steht auf einem sehr hohen Standpunkte. Trotzdem sind von den Werken dieser Gruppe nur vereinzelte bei uns bekannt. Die Uebersetzung des Romanes „Der Nachtfalter“ von M. Gamalesicz (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) gehört daher zu den besonders dankenswerten Unternehmungen. Ein eigentliches Ding, dieser „Nachtfalter“, gleich Romantischer „Anker Herz“ eine mit der ganzen Subtilität des Forschers ausgeführte Analyse eines modernen Frauencharakters! Nur dämmernd, verwirrend, beinahe beängstigend, möchte ich sagen. Jedenfalls ist „Der Nachtfalter“ kein Buch zum Einschlafen. Im Gegenteil, die Geschichte der bescheidenen, originellen, von allen Fiebern der Leidenschaft durchtobten und infolge dessen vollkommenen

Gefühle, die sie so intensiv zu erweisen wußte, zu nachgiebig, zu reizbar, zu verblendet, zu brutal, zu egoistisch? Oder ist es die Zeit, welche die Schuld trifft, die Epoche, in der wir leben, und in der die Begierde und die Naturen so unerwünscht zerfallen sind, daß sich so schwer zwei Individuen, zwei Persönlichkeiten, zwei Intelligenzen, zwei Herzen einander anpassen können, selbst wenn Liebe sie verbindet? „Nichts ist heutzutage schwerer“, läßt Gamalesicz den Erzähler von Ellis Schindalen und ihren treuesten Verehrer weiter sagen, „als eine Harmonie und ein Gleichgewicht in der Sphäre der Gedanken und in der Sphäre der Gefühle herzustellen, umso mehr als wir die Einfachheit darin verloren haben, und das ist das größte Unglück unsers Geschlechtes. Wir sind allzu komplizierte Organismen; darum nehmen wir so leicht Schaden wie alle künstlichen Mechanismen in Uhren, bei denen schon das geringste Störschreiben zur Verfaßung wird, daß die Uhr falsch geht.“

Er kann recht haben! Aber der andere hat mit seiner Antwort auch recht: „Der künftige Mensch wird in der Philosophie... Was hat man von der Philosophie? Sie kann nichts bessern und läßt niemand aus dem Grabe auferstehen!“

M. zur Meere.

Zu unsern Bildern.

Eine heitere Scene aus dem Kinder- und Pörsleben rückt uns A. J. Cäsary mit seinem Bilde „Entführung“ vor Augen. Neidlich raubt das junge Fräulein der sorglichen Hausmutter eines der Kleinen und thut, als ob sie mit ihrer Beute von dannen ziehen wolle, während Mutter und Geschwister des entführten Kindes ängstlich zuschauen. Aber es ist nur Spaß; das winzige Neidchen will nur sehen, was ihre Freunde aus der Ferne zu dem Streiche für Gesicht machen, und im nächsten Moment wird der kleine Cäsar — oder heißt er Pluto? — in den „Schof der Familie“ zurückgeführt sein.

Die dritte Frage, die auf Felix Martins Gemälde der junge Herr an die holde, schämig auf ihre Stückerie niederblickende Schöne richtet, ist die alte, ewige, die immer wieder gestellt werden wird, solange auf Erden liebliche Mädchen erblühen und von feurigen Jünglingen umworfen werden. Welche Antwort der Verber auf seine Frage erhalten wird, ist schwer von dem Anblich der Maid abzulesen — schade nur, daß gerade in dem Moment, wie uns der Spiegel verrät, die Mutter eintritt! Nun, wenn sie klug ist, zögert sie ein Weichen auf der Thürschwelle und läßt dem Verhängnis — nein, der Verlobung ihren Gang.

Den Schluß der aufregenden Hej-jah rückt uns G. Koch auf seinem Bilde „Palati“ vor Augen. Die Meute hat den grimmigen Heter ge- stellt, so daß kein Entweichen mehr möglich ist, und auf den hallenden Siesegen der Hörner sprengen von allen Seiten die Weidgenossen herbei. Koch eine Weile, und dem überwundenen Heden des Waldes wird der Rang gegeben.

Das Denkmal, das die Stadt Hamburg ihrem hochverdienten, im Jahre 1892 aus dem Leben geschiedenen Bürgermeister Peterien errichtet hat, ist das letzte Werk des unlängst verstorbenen Wiener Bildhauers Viktor Tilgner. Es ist ein Standbild, das die vornehme Gestalt des vereinigten Bürgermeisters in altspanischer Tracht (noch heute die Amtstracht der Mitglieder des Hamburger Senates) wiedergibt, in einer Haltung, als ob der Dargestellte sich heben von dem neben ihm stehenden Sessel erhoben hätte und zum Beginn einer Rede sich anschickte. Die überlebensgroße, in Bronze gegossene Figur erhebt sich auf einem einfachen, polierten Sockel aus steinernen Granit, in dem nur die Inschrift „Bürgermeister Peterien. 1809 bis 1892“ eingegraben ist.



Das Denkmal für den Bürgermeister Peterien in Hamburg, entfällt am 22. Oktober.

Photographische Nachahmung von Gust Seitz in Hamburg.



→ Aus Zeit und Leben. ←



Ludwig Fulda. (Text siehe Seite 127.)

Die „Weber Land und Meer“ aufgenommen von Zander & Kadich in Berlin.

1898 (Bd. 79).

Jährlich 32 Nummern — M. 14.—

